<36621034740013

MESMERISMUS.

Alles fließt.

MESMERISMUS.

Alles fließt.

Zwei Novellen

von

Friedrich Spielhagen.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1897.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.

Mesmerismus.

I.

Den Titel des Gedichtes zu übersetzen, hatte freilich keine Mühe gemacht: Mesmerism — Mesmerismus; aber viel weiter war Roderich mit der Arbeit nicht vorgerückt, trotzdem er nun schon die halbe Nacht daran gewandt hatte. Für einzelne Worte und Phrasen glaubte er den rechten Ausdruck gefunden zu haben; diese oder jene Wendung schien glücklich herausgekommen; und das stand so nebeneinander, untereinander zwischen großen Lücken auf dem Papier, wie auf einem Baugrund behauene Steine, die man zur Errichtung eines Hauses herbeigetragen, und nur der Meister fehlt, der sie zusammenfügen könnte.

Hundertmal hatte er die Feder niedergelegt und wieder ergriffen, immer in der Hoffnung, nun werde ihm gelingen, die Teile aneinander zu reihen, deren geistiges Band er doch so fest zu halten glaubte.

Robert Browning schwelgte hier, wie überall, in Dunkelheiten, halb ausgesprochenen Gedanken und Gefühlen, mystisch-bizarren Bildern, aber doch nicht ausschweifender als „In a gondola“. Und das lange Poem mit den fortwährend wechselnden Metren und verschlungenen Reimen hatte er damals in so kurzer Zeit, wie im Fluge, zu Papier gebracht — für sie! für sie!

Das war's gewesen! das hatte seiner Empfindung die Glut und Innigkeit, seiner Phantasie den Schwung, seiner Sprache die Kraft gegeben! Und daß er die einzelnen Strophen, wie er sie tags über — in den leidigen Stunden, wo er sich von ihr trennen mußte — hingeworfen, des Abends recitieren durfte, während ihre Gondel aus Licht in Dunkel, aus Dunkel in Licht lautlos durch die schweigenden Kanäle glitt, vorüber an stummen Palästen, auf deren Fassaden das Mondlicht träumte! „Hand in Hand und Lipp auf Lippe!“ Da freilich waren Wirklichkeit und Gedicht für ihn ununterscheidbar ineinander geflossen; da freilich hatte es wenig Kunst gekostet, ein Poem nachzudichten, das der Meister selbst nur aus dem frischen Quell des Selbsterlebten so herrlich hatte schöpfen können.

Dennoch an der Gleichheit des in „Mesmerism“

Geschilderten und der Wirklichkeit des Augenblicks fehlte es auch diesmal nicht.

In einem einsamen Hause, das der herbstliche Nachtsturm umtost, sehnt sich der Liebende nach der fernen Geliebten; sehnt sich nach ihr so innig, so schmerzlich, daß die Bande, welche die Kreatur in den engen Kreis der Sinne zwängen, sich zu lockern beginnen, zerreißen; sie über Gebirg und Thal, die sie trennen, seinen Ruf vernimmt, seinen Schmerzensschrei; über Thal und Gebirg durch den Graus der Nacht dahergeschwebt kommt, in sein Zimmer, zu ihm, der die Arme ausbreitet, in wahnsinnigem Entzücken die Geliebte an seine Brust reißt.

Was denn hätte hier an der identischen Situation gemangelt? Das einsame Haus — hier war es. Der nächtliche Sturm — er tobte da draußen. Und in dem einsamen, nachtsturmumtobten Hause — o Herr des Himmels, wilder, wahnsinniger hatte der Mann des Gedichtes sich nicht nach der Geliebten sehnen können, wie er nach ihr sich sehnte, mit der zum erstenmal die große Sonne wahrhaftiger Liebe glutvoll in sein Leben geschienen, ihm die Welt verklärend, der Welt ihr graues Alltagskleid abstreifend, daß sie vor ihm stand in paradiesischer Schönheit und Unschuld, wie die Geliebte selbst. Ein Traum! Ein holder

süßer Traum, der nach ein paar wonnigen Tagen und Nächten ausgeträumt sein sollte für immer.

Ausgeträumt, wie bang ihm auch vor dem vollen Erwachen schauderte; wie fest er auch die Augen schloß, eine elende Minute nur weiter träumen, sich einreden zu können, daß er so weiter träume. Darum, nur darum hatte er heute nacht zu dem Browningschen Gedicht gegriffen, wie er zum Morphium seine Zuflucht nahm, die Schmerzen der alten Wunde in der Schulter einzuschläfern, wenn sie so arg tobten wie vorhin. Es war nur eine kleine Dosis gewesen und die gewohnte Wirkung nicht eingetreten. Dafür hatte sie ihm den Kopf so schwer gemacht, wie sein Herz ihm bleiern in der Brust hing. Warum packte der Sturm denn nicht noch fester zu, und das alte Haus stürzte zusammen und begrub ihn unter seinen Trümmern!

Um ein weniges wäre es jetzt geschehen. Vor dem gewaltigen Stoß, der es getroffen, erbebte das Haus bis in den Grund. Von dem spitzen Giebel des Dachreiters prasselten einzelne Ziegel herab und fielen klatschend auf die durchweichte Erde; die Fenster in ihren wurmstichigen Rahmen klirrten; in dem Schlot des Kamins polterte es; die heisere Schelle der Gatterthür des Gartens klapperte, als risse eine ungeduldige

Hand an dem eisernen Strange; der Hund, der da angekettet war, schlug wütend an, als gelte es, einen Räuber abzuwehren; die Flamme der Oellampe auf dem Tisch flackerte ängstlich — Roderich nahm den Kopf aus der aufgestützten linken Hand und stieß, sich erhebend, einen dumpfen Wehschrei aus. Den Sessel mit der anderen Hand hastig zurückschiebend, hatte er nicht an den kranken Arm gedacht, durch dessen zerrissene Nerven ein wilder Schmerz schoß. Ein paar Augenblicke stand er, den Arm mit der anderen Hand stützend, durch die zusammengepreßten Zähne leise wimmernd. Der Anfall ging vorüber. Er holte den zurückgehaltenen Atem in ein paar langen Zügen nach und trat an die Fensterthür, von der er den sich bauschenden und wieder zusammensinkenden Vorhang zurückschlug.

Der Blick von der Fensterthür über die niedere, schmale Terrasse, zu welcher ein paar flache Stufen aus dem Vorgarten heraufführten, war lieblich genug gewesen, als er an einem sonnig warmen Nachmittage des vergangenen Septembermonds, auf seiner rastlosen Irrfahrt durch Deutschland vom Zufall hierher in das thüringische Landstädtchen verschlagen, das seit Jahren leer stehende Haus mit allem Zubehör auf unbestimmte Zeit mietete. Hier glaubte er, wenn nicht Vergessen-

heit der Schmerzen und Ruhe der Seele, so doch Einsamkeit zu finden — die völlige Einsamkeit, nach der sich das wunde Herz so innig sehnte. Darin hatte er sich ja denn auch nicht betrogen: der Dulder auf Salas y Gomez konnte nicht einsamer sein zwischen seinen Felsenwänden als er hier in dem verlassenen Hause am Bergeshang über dem verschollenen Städtchen unten. Vorausgesetzt, der Spanier hätte einen alten Diego gehabt, wie er seinen alten Christian. Und der alte Diego hätte den Kummer seines Herrn so pietätvoll respektiert wie der alte Christian den seinen. Was galt die Wette: der Alte war heute nacht überhaupt nicht zu Bett gegangen; oder hatte sich in den Kleidern hingelegt und stand jetzt, von dem Sturmstoß aufgejagt, in der offenen Thür seines Giebelzimmers, die dunkle stille Treppe hinabhorchend, wie er selbst hier am Fenster in die heulende Nacht hineinstarrte.

Die heulende, rabenschwarze Nacht, die das liebliche Bild des friedlichen Thals mit dem sanft durch grüne Matten sich schlängelnden Flüßchen völlig ausgelöscht hatte, und durch die doch gespenstische Lichter huschten. Wohl von der Sichel des Neumonds, die hinter dem Hause über dem Bergwalde stand und dann und wann den äußersten Rand der

finsteren Wolken schwefelgelb färbte. Der finsteren Wolken, die thalwärts jagten über das Städtchen, dessen Lage nur ein paar helle Punkte ganz zur Linken am Fuß des langgestreckten Hügels andeuteten — Laternen des kleinen Bahnhofs. Von dem eben der Sturm ein paar zerrissene Töne aus der Dampfpfeife einer Rangierlokomotive herauftrug, wenn es nicht das Pfeifen der Windsbraut um den Hausgiebel war. Oder das heulende Winseln des Hundes in seiner Hütte. Oder das ängstliche Geschrei der Käuzchen aus den hohen Pappeln seitwärts im Garten, deren Aeste knarrten und knackten, daß er es durch den Sturm hörte, der in dem Hochwald bergaufwärts donnerte, der Brandung gleich, mit der ein wild empörtes Meer gegen Felsenklippen rast.

Und da klatschte der Regen, der ein paar Momente nachgelassen hatte, wieder in schweren Güssen gegen die klappernden Scheiben — Roderich ließ den Vorhang fallen und trat in das Gemach zurück, schaudernd von der Kälte, mit der den Uebernächtigten, fieberhaft Erregten der eisige Atem des Sturms durch die Ritzen der Fensterthür angeweht hatte. Aber nutzlos, zu Bett zu gehen. Ruhe hätte er doch nicht gefunden, nicht vor den bohrenden Schmerzen im kranken Arm, gegen die es, schlimmsten Falles, noch

ein Gift gab, das sie bannte; und nicht vor denen da im Herzen, gegen die es kein Mittel gab: kein Gift und keinen Balsam und keine Heilquelle — nichts, nichts!

Und die nun so fortwüten würden für den Rest seines Lebens! —

Er ging nach dem Kamin und warf ein paar Scheite auf die verglimmenden Kohlen. Dann trat er an das altfränkische Cylinderbureau, wo er einen Kasten aufschloß, aus dem er ein Paket Briefe nahm, mit welchem er zum Kamin zurückging. Aber das Feuer wollte nicht brennen; aus den feuchten Scheiten stieg nur dicker, grauweißlicher Qualm auf, die polternde Esse hinaufwirbelnd. Die Briefe verdienten, daß sie sich langsam zu Tode quälten, wie sie ihn gequält und gemartert diese letzten langen Wochen hindurch von dem ersten, noch nach Montreux, bis zu dem letzten von vorgestern, der allem die Krone aufsetzte. —

Und dann kauerte er doch am Kamin in dem Urväterstuhl, den er mit dem übrigen Gerümpel im Hause vorgefunden, auf die schwelenden Scheite starrend, das Paket Briefe in der Hand.

Wenn Georg nun doch von Anfang an klarer gesehen? von Anfang bis Ende recht gehabt und be-

halten hätte? Er war ein so nüchterner Kopf, ein so guter Beobachter, ihm selbst an Lebensklugheit und Welterfahrung hundertfach überlegen. Und dem die Leidenschaft kaum jemals den hellen Blick trübte. In diesem Falle gewiß nicht getrübt hatte, wo es sich um Tod und Leben handelte für den, den er mit einer mehr als brüderlichen Liebe liebte, die er im langen Verlauf ihrer Freundschaft tausendfach bewiesen. Wenn diese Briefe, die ihn so gekränkt und verletzt und die er am langsamen Feuer zu Asche machen wollte, wie sie eine Aschenschicht nach der anderen über seine erste Liebesglut gedeckt — wenn sie nur ebensoviele Beweise seiner treuen Freundschaft waren? Freilich, Georg wußte von dem einen nicht, ohne dessen Kenntnis weder was vorher geschehen war, noch was später kam, zu verstehen war. Aber die ersten Stadien des Verhältnisses hatte er doch mit durchlebt, kannte Lili, kannte den Grafen länger als er. Und, was centnerschwer in die Wagschale fiel: er hatte Lili nach der Katastrophe gesehen, gesprochen — vor wenigen Tagen erst; hatte sie gefaßt, ruhig gefunden, wie eine, deren Gewissen nichts trübt, die zum mindesten ihr Gewissen nicht trüben läßt, auch durch das Ungeheuerste nicht, das in eines Weibes Leben treten kann. Und die, wenn das Kind,

das sie unter dem Herzen trägt, das Licht erblickt, hingehen wird, es ihrem Gatten auf die Knie zu legen, ohne die Augen zu senken. Die Augen, die frommen Augen, die so leidenschaftlich flammten, wenn sein Bild sich in ihnen spiegelte, während seine Lippen auf den ihren brannten! So war denn auch, was die alte Brigitte ihm warnend zugeraunt, nicht wahr gewesen. So hatte sie sich nur aus den Armen des alternden Gatten in die des jüngeren Liebhabers gestürzt — der Abwechselung wegen!

Es mußte so sein. Bei all seiner friedlich frommen Gesinnung, bei aller greisenhaft verblendeten Liebe für sein junges schönes Weib — der alte Herr war doch immer ein Mann, und darüber kommt kein Mann hinweg. Und auch keine Frau, sie sei denn eine Buhlerin, die von Scham längst nichts mehr weiß. Nur so eine kann den vertrauten Freund des Geliebten, der vielleicht Kunde von allem hat — was denn vertraut der Freund dem Freunde nicht? — lächelnd bei sich empfangen; kann ruhig, gelassen —

Wie lauteten doch die verdammten Worte? Sie standen oben auf einer linken Seite.

Roderich suchte in dem Paketchen nach dem betreffenden Brief. Sie waren nach den Daten ge-

ordnet. Es mußte im vorletzten sein. Er fand die Stelle da nicht. Also der drittletzte! Auch der war es nicht, wie er sich überzeugte, nachdem er ihn mit den Augen überflogen. Mühsam bei dem Flackerlicht der gelben Stichflammen, die zwischen den zischenden Scheiten in die Höhe zu züngeln begannen. Er holte die Lampe vom Arbeitstisch und setzte sie auf das Tischchen neben dem Lehnstuhl am Kamin.

Und wie er ungeduldig und immer ungeduldiger in den Briefen blätterte, ohne, was er suchte, entdecken zu können, stieß er auf diesen, auf jenen Satz, den gelesen zu haben er sich nicht erinnerte. Kein Wunder, wenn er von Anfang an für die brieflichen Mahnungen des Freundes nur flüchtige Augen gehabt hatte, wie man auf widerwärtige Vorhaltungen nur mit halben Ohren zu hören pflegt. Er wollte ja nichts als Gewißheit. Sie aus dem zermarterten Gehirn zu schöpfen, fühlte er nicht die Kraft. Vielleicht daß er sie fand, wenn er den Mut hatte, dies hier mit Aufmerksamkeit im Zusammenhang zu lesen.

Und der einsame Mann in dem sturmumheulten Hause am flackernden Feuer des Kamins, zurückgelehnt in den Urväterstuhl, las beim matten Schein seiner Lampe:

Mailand, den 4. September.

Zweimal bin ich heute auf dem Bahnhof gewesen — vergebens — in dem Gewimmel der den Coupés entsteigenden Menschen kein Roderich! Dafür denn, als ich eben in das Portal des Hotels trete, ein Brief von ihm: „er kann sich nicht losreißen, wird in einigen Tagen kommen — spätestens."

Da muß ich denn wirklich ein ernstes Wort mit dir reden. Vielleicht, daß du jetzt der Vernunft Gehör giebst, der du, solange ich bei dir war, hartnäckig deine Seele verschlossest.

Ich will von mir nicht sprechen, obgleich ich es wohl dürfte. Seit Jahren haben wir diese Reise projektiert. Du bist dein eigener Herr, konntest von Hause fortgehen, wann du wolltest, so lange wegbleiben, wie du wolltest. Du thust es nicht; wartest geduldig auf mich, dem der Dienst immer etwas in die Quere legt, bis es mir endlich mit Aufbieten meiner ganzen Diplomatie gelingt, mir einen zweimonatlichen Urlaub zu verschaffen. Wir halten, von Paris und Berlin kommend, auf die Stunde unser Rendezvous in Lausanne; vertrödeln vierzehn kostbare Tage an den Ufern des Sees; und als ich endlich ungeduldig zum Aufbruch mahne, schickst du mich ruhig voraus unter dem Vorwand, daß du Ober=

italien zur Genüge kennest und ich mir Mailand und die Certosa in Gottes Namen allein ansehen möchte.

Das mag so weit ganz bequem sein; kameradschaftlich ist es nicht.

Und auch das soll dir noch hingehen. Selbst über dein tolles Sich-Hals-über-Kopf-Verlieben in eine Frau, der ich dich zugeführt habe, die Gattin eines würdigen Greises, der mich seinen Freund nennt, will ich ein Auge zudrücken. Man ist jung, und wozu reist man, wenn nicht, um Abenteuer zu erleben! Aber, wohlgemerkt: im Fluge, en passant. Sobald man aus dem Abenteuer ein Metier, aus der Episode einen Roman machen will, fängt das Unrecht an, das positive Unrecht gegen sich selbst, gegen seinen Reisebegleiter und —

Zum Tausend, ich bin kein Tugendschwätzer und kein Kostverächter. Nur daß ich immer der Meinung war: auf dem Liebes-, wie auf dem Kriegspfade giebt es gewisse Rücksichten, die schlechterdings beobachtet sein wollen. Es gilt für barbarisch, eine unbefestigte Stadt zu bombardieren, und ich halte es für unerlaubt — ja, mon cher, für unerlaubt —, in das friedliche Gehege seiner Ehe einem Manne zu

kommen, der sich, so zu sagen, nicht wehren kann und, wenn er es könnte, nicht wehren würde.

In deinen Augen existiert der Mann nicht, oder höchstens, damit du die Hände über dem Kopf zusammenschlagen darfst: wie hat er die unsägliche Frechheit haben mögen, diesen Engel zu heiraten!

Seine Entschuldigung ist meiner Meinung nach die, daß der Engel ihn geheiratet hat.

Du lachst natürlich höhnisch, wenn ich dich an Goethes Wort in dem Nausikaa-Fragment erinnere: „Und immer ist der Mann ein junger Mann, der einem jungen Weibe wohlgefällt.“ Du meinst: das hat ein alter Mann erfunden als Deckmantel für seine skurrile posthume Leidenschaft. Für dich ist das „Wohlgefallen“ Unsinn. Für dich hat sie ihn geheiratet, weil er immens reich und sie ein blutarmes junges adeliges Ding war, das aus einem Hause hochnasiger Verwandten in das andere gestoßen wurde und das elende Leben satt hatte.

Das wäre nun freilich eines Engels nicht ganz würdig, wenn auch menschlich begreiflich; aber so steht die Sache nicht. Sie hat ihn geheiratet, als er ihr in scheuem Zagen seine Hand antrug, nicht, weil die Verbindung mit ihm sie aus ihrer mehr als gedrückten Lage zu einer glänzendsten socialen Stellung empor-

trug, die freilich allein schon den Ehrgeiz einer achtzehnjährigen Schönen hätte locken können, sondern weil sie der Ueberzeugung lebte und leben durfte, daß der vornehme Edelmann auch einer der edelsten Männer sei, wie sie unser Jahrhundert leider nur noch selten hervorbringt. Das habe ich aus ihrem eigenen Munde, und ich kann aus meinen Erfahrungen ihr liebevolles Urteil nur bestätigen. Während der zwei Jahre, die er in Paris war, bin ich in seinem Hause ein- und ausgegangen und habe, ihn genau zu beobachten, hundertfache Gelegenheit gehabt. Es giebt gewiß bessere Botschafter, einen besseren Menschen nicht. Darüber war in Paris nur eine Stimme, wie das Bedauern, als er vor einem Jahr nach Wien in das Ministerium berufen, vielmehr: zurückberufen wurde, ein allgemeines war. Und in der frivolsten Stadt der Welt während der ganzen Zeit auch nicht das kleinste Bonmot über den alten Gatten! nicht der Schatten eines Zweifels an der Tugend der jungen Frau! My dear fellow, that speaks volumes! Du weißt, ich verdanke es wesentlich seinem mächtigen Einfluß, wenn ich nach unserer Reise nur noch für wenige Wochen nach Paris zurückzugehen brauche. Ich kann hinzufügen: der mir so schon liebe Gedanke, nach Wien versetzt zu werden, wird mir noch sehr

viel lieber durch die Gewißheit, wieder in dem gräflichen Hause verkehren zu dürfen, und — honni soit qui mal y pense!

Und nun, Roderich, Hand aufs Herz: Hast du den Grafen anders kennen gelernt, als ich ihn hier schildere? Kann die Liebenswürdigkeit, mit der er den Freund aufnahm, den ich ihm zuführte, übertroffen werden? Hat der Mann in den vielfachen Gesprächen, die wir zusammen geführt, je einen Gedanken geäußert, der nicht Güte und Wohlwollen für alle Menschen, ja, alle Kreatur geatmet hätte? Lieber Freund, ein solcher Mann verdient Respekt, wenn auch Voltaire entschieden geistreicher war als er. Es laufen auf der Welt so viel schlechte Musikanten herum, die keine guten Menschen sind; die guten Musikanten und ditto Menschen magst du mit der Laterne suchen.

Das ist der Mann.

Und nun die Frau!

Roderich, ich sage dir nur eines:

Sie hat eine traurige Jugend durchgemacht, eine so leidvolle, daß ihre von Haus aus zarte Natur den Pfeilen und Schleudern des Geschicks nicht völlig Widerstand hat leisten können, und eine wirkliche Herzkrankheit, wenn nicht ausgebrochen ist, so doch in drohender

Nähe steht. Diese drei Jahre ihrer Ehe sind für sie die Oase gewesen nach der Wanderung durch die Wüste. Willst du die Quelle trüben, an der die Durstende sich erquickt? du die Wegmüde aus dem labenden Schatten verjagen?

Das kann mein Roderich nicht wollen.

Den ich bei dieser Gelegenheit freundschaftlich daran erinnere, wie er alle Ursache hat, außer an sein Seelenheil — das hier beiseite bleiben mag — auch ein wenig an das Heil seines Körpers zu denken. Du hast mir wiederholt gesagt: heftige Gemütserregungen wirken auf meine alte schlecht geheilte Wunde fast so empfindlich ein wie jähe Witterungsumschläge. Nun hatte mir schon bei unserem Wiederfinden dein Aussehen gar nicht gefallen; du gestandest mir, daß du in letzter Zeit mehr noch als sonst zu leiden gehabt hast und sogar das unselige Morphium wieder an die Reihe gekommen ist. Und mit jedem der Tage in Montreux habe ich deine Unruhe, deine Nervosität wachsen sehen! Wohin soll das führen? Zu deinem Glück wahrhaftig nicht.

Ist es des Unglücks nicht genug, daß du in den Jahren kraftstrotzender Jugend aus einem Beruf hast scheiden müssen, für den du so recht eigentlich geboren warst? Du magst keine Phrasen, und so ist es auch

gewiß keine, wenn du sagst: Tausendmal lieber wäre ich einen ehrlichen Soldatentod vor dem Feinde gestorben, als ein mit dem Kreuz erster Klasse dekorierter Kümmerer weiter durch das Leben zu schleichen. Aber, lieber Roderich, zu einem braven Soldaten gehört unter anderem auch, daß er, wie Hamlet sagt, auf alles gefaßt ist; und du wirst mir zugeben müssen, deine Würfel hätten noch ein böses Teil schlimmer fallen können. Du bist jung und kräftig; dein Leiden wird nicht inkurabel sein. Und wäre es, du bist Manns genug, auch mit einem unheilbaren Leiden fertig zu werden. Du hast es nur bis jetzt nicht richtig angefangen. Mit der Landwirtschaft war es freilich nichts. Die konnte dich nicht befriedigen, und du hast wohl gethan, sie an den Nagel zu hängen. Aber du hast Geist, Kenntnisse, Talente mancherlei Art, unter anderen eine reiche poetische Ader, die du, seltsamer Mensch, selbst vor deinen Freunden verbirgst, als wäre es ein häßlicher Naturfehler. Mit solchen Schätzen ist man kein armer Mann, auch wenn man nicht zufälligerweise nebenbei, wie du, ein halber Millionär ist. Weitere reiche Schätze der Beobachtung und Erfahrung wirst du auf unserer Reise einheimsen und alles und jedes nach Berlin in deine behagliche Junggesellenklause tragen, dort die

goldenen Barren — dir und deinen Freunden zur Lust — in köstliche Schmuck- und Prunksachen umzuschmieden.

Und nun der langen Rede kurzer Sinn: Ich erwarte dich hier (NB. Hotel de Ville) vier Tage, obgleich der Himmel wissen mag, wie ich die endlose Zeit hinbringen soll. Am fünften bist du bei mir — „spätestens!“

Ich bitte, den Grafen herzlich von mir zu grüßen und der Frau Gräfin meine Huldigung zu Füßen zu legen.

* * *

Roderich ließ den Brief auf den Schoß sinken, nahm ihn dann wieder zur Hand. Wie sorgfältig die Schrift war! Offenbar jedes Wort das Resultat gewissenhafter Erwägung, darauf berechnet, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Wäre er damals dem Rate des Treuen gefolgt!

Unsinn! wäre es noch möglich gewesen, so hätte ich es eben gethan. Daß ich es nicht that, ist ja der Beweis der Unmöglichkeit. Ich habe ihm in meiner Antwort nach Mailand den Beweis geführt. Zweimal zwei gleich vier! Aber für Leute, die in solchem Falle draußen stehen, ist es immer fünf. Natürlich. Also: zweimal zwei ist fünf. Weiter!

Er faltete, ein hohnvolles Lächeln auf den Lippen, die Blätter zusammen und griff nach dem zweiten Brief.

Florenz, den 10. September.
Hotel Gran Bretagna.

Vier Tage habe ich redlich in Mailand gewartet, trotzdem mir schließlich vor Langerweile das Gras zwischen den Quadern des Domplatzes wuchs; am fünften statt deiner ein Brief von sage und schreibe: zehn Zeilen! Variationen über das nicht mehr ganz neue Thema: C'est plus fort que moi.

Nein, mein Bester, das kann, das will ich nicht gelten lassen. Nicht von dir! Hast du es gesagt, als du bei Vionville an der Spitze deiner Schwadron in den offenbaren Tod rittst? Ich sehe jetzt freilich klärlich, was ich immer behauptet: der soldatische Mut ist noch lange, lange nicht der höchste. Vor den Augen von hunderten Braver nicht feig zu sein, was ist denn das? Aber brav sein im stillen Kämmerlein, die Zähne aufeinander beißen und mit der Leidenschaft, die uns angepackt hat, ringen die Nacht hindurch und nicht von ihr lassen, bis wir ihr die Knie auf die verkeuchende Brust setzen können — das, mon cher, ist wahres Heldentum, und es thut mir weh, zu sehen, wie weit du von ihm entfernt bist.

„Ich rede wie der Blinde von der Farbe". Wie sollte ich denn nicht! „Mir ist undenkbar, wie ein Mann diese Frau sehen und nicht lieben kann." Freilich, wenn es dir undenkbar ist! Aber Hunderte und Hunderte von Männern haben eben diese Frau gesehen unter nicht weniger günstigen Verhältnissen, wie du, ohne sie zu lieben. Und sind gewiß tüchtige Kerle darunter gewesen.

Das gebe ich dir zu und hab es ja auch nie bestritten: sie ist liebenswert. Es ist ein wundersamer Charme in ihrer zierlich schlanken Gestalt, ihrem kleinen Köpfchen mit der Wolke von schwarzem, sanft gekraustem Haar, dem seltsam träumerischen Blick der großen, dunklen Augen, dem weichen verschleierten Klang ihrer Stimme. Ich kann mir denken, daß es Leute wie Franz im „Götz" giebt, die um ihretwillen den Vater ermorden würden. Aber Franz war ein Knabe. Du bist ein Mann. Nur Knaben und Greise lieben wahnsinnig. Männer haben wohl einmal eine schwache Omphale-Stunde. In der nächsten gehen sie hin und töten den nemeischen Löwen.

Und dann: wenn sie dich wieder liebte! Auf Pflicht und Gewissen: thut sie das? Welchen kleinsten Beweis hast du dafür? Eine Frau, sie müßte denn eine raffinierte Kokette sein, kann ihre Leidenschaft

vor einem ruhigen Beobachter nicht lange verbergen. (Als ob eine raffinierte Kokette überhaupt Leidenschaft empfinden könnte! Doch das nebenbei.) Du kennst die tiefe, innige Hochachtung, die mir diese junge Frau einflößt. Dennoch! ich habe zu viele Beweise von dem fascinierenden Eindruck, den du auf Frauen machst, die keineswegs zur Durchschnittssorte ihres Geschlechts gehören. Ich konnte nicht ohne Sorge Zeuge deines Verkehrs mit der Gräfin sein, und ich habe sie beobachtet, sehr scharf beobachtet in den entscheidenden Augenblicken — ich meine: wann du in das Zimmer tratst; wann du, wie ein paarmal vorgekommen, vor mir davongingst. In keinem der Fälle das leiseste Erröten oder Erblassen! kein schnelleres oder langsameres sich Heben und Senken des zarten Busens! kein mindestes Vibrieren, keine noch so leichte Verschleierung der Stimme!

Nun ja! sie hat mir gern zugehört, wenn ich von dir sprach — im Anfang, als ich die Thorheit hatte, mit meinem Freunde Staat machen zu wollen. Und seine Bravour vor dem Feinde, seine Ritterlichkeit gegen das schöne Geschlecht, seiner Sitten Freundlichkeit gegen jedermann, seine Großmut gegen die Schwachen, seine Hilfsbereitschaft überall, wo es etwas zu helfen giebt, mit vollen Backen pries, denen ich jetzt

ob meiner Dummheit die empfindlichsten Streiche applizieren möchte. Was hatte ich, Narr, nötig bei Desdemonen für den Mohr zu plaidieren! Mochte er ihr selbst von seinen Heldenthaten renommieren! Daß du dir eher die Zunge abbeißen würdest, ist freilich richtig. Aber was ging das mich an?

Also, ihre Höflichkeit, mir freundlich zuzuhören, wenn ich von dir sprach und dein Lob sang — kein vernünftiger Mensch wird darin einen Beweis sehen, daß sie ein tiefes Interesse an dir nimmt, von Liebe nun schon gar nicht zu sprechen. Aber vielleicht hast du stärkere. Dann heraus damit! Du wirst doch vor deinem Georg keine Geheimnisse haben! Ich muß dir die Ehre lassen: du rühmst dich dessen nicht. Umsonst, daß ich in den zehn Zeilen mit Argusaugen nach einem kleinsten Wörtchen gesucht habe, durch das du mir sub rosa das süße Geheimnis erwiderter Liebe auch nur angedeutet hättest. Dafür danke ich dem Himmel. Heute im Lesezimmer fand ich in einem Sammelbuch von Sinnsprüchen — weiß der liebe Gott, wie es dahin gekommen — den folgenden:

Liebe für Liebe — ein Kinderspiel!
Liebe für Haß — welch hohes Ziel!
Aber Liebe für Gleichgültigkeit —
Sommerregen zur Winterzeit!

Ich will die Poesie nicht rühmen, aber vor der Wahrheit ziehe ich den Hut. Wenigstens sah ich keine noch so sommerheiße Liebe, die auf die Dauer gegen den Winter der Gleichgültigkeit von der anderen Seite stand hielt.

Das ist mein Trost.

Und darauf basiert auch meine sichere Hoffnung, dich trotz der unbotmäßigen zehn Zeilen nun doch in den allernächsten Tagen hier zu haben. Du kannst mir die Reise nicht weiter, wie bisher, verderben wollen. In Mailand den majestätischen Dom, das köstliche Sposalizio in der Brera, das Wunderwerk Leonardos, die traumschöne Certosa — ich habe alles nur wie durch einen Schleier gesehen. Und hier wieder habe ich keine Freude an dem gesegneten Thal, an den schön geschwungenen Linien der Berge, an den Herrlichkeiten der Tribuna. Nicht einmal an den beiden Pfaffen heute im Dom, von denen der eine die Knochen irgend eines Märtyrers in der silbernen Urne klappern ließ, während der andere ungeduldig mahnend mit dem Glöcklein schellte, so oft die Aufmerksamkeit der Gläubigen nachzulassen schien. Immer geht mir deine Sache durch den Kopf. Ich, der ich sonst einen Bärenschlaf habe, werde jetzt durch böse Träume geschreckt. Heute nacht! Ich sah den

alten Herrn und dich einander gegenüber. Ihr schoßt beide zu gleicher Zeit, d. h. ich hörte den Knall nicht und war sehr verwundert, als der Graf vornüber auf den Boden fiel. Ich drehte ihn um und hatte eben noch Zeit, der Gräfin Platz zu machen, die mit fliegenden Haaren herbeigestürzt kam und sich jammernd über den Toten warf, der, trotzdem er tot war, fortwährend die Augen rollte, was ganz greulich anzusehen.

Kannst du das verantworten?

Und so mein cæterum censeo: Du nimmst sofort ein Billet nach Florenz. Ich halte es nicht für unmöglich, daß man so thöricht ist, dich nicht fortlassen zu wollen. Dann lüge auf mein Konto, soviel du willst: Ich bin krank; oder von den Banditen ins Gebirge verschleppt; man hat dir bereits ein Ohr von mir (per Post) zugeschickt (du brauchst es ja nicht zu zeigen). Wenn das Lösegeld (eine halbe Million — so viel bin ich doch wohl unter Brüdern wert?) nicht in acht Tagen kommt, erfolgt mein Kopf ab Florenz frei bis an den Bestimmungsort.

Ich habe mir den Palazzo Pitti aufgespart, damit doch etwas bleibt, wovor wir in trauter Gemeinschaft a tempo Mund und Nase aufsperren können.

Die übrigen Herrlichkeiten machst du unter meiner bewährten Führung bequem in einer Woche ab.

Dann, Arm in Arm, fordern wir Rom in die Schranken.

* * *

Roderich hatte, während er dies las, ein paarmal ironisch gelächelt. Dieser blinde Glaube an Lili, die ihre Liebe datierte von dem ersten Augenblick, daß sie ihn gesehen! Aber freilich, er war ja selbst im Anfang über ihre Empfindungen ihm gegenüber völlig im Dunklen gewesen; hundertmal im Begriff, das Spiel, das er für ein verlornenes halten mußte, aufzugeben. Und wäre der Abend auf Glion nicht gekommen —

Er nahm den dritten Brief. Es mußte die Antwort auf den sein, welchen er nach der Scene in Glion an Georg geschrieben.

Rom, 16. September.
Albergo del' Europa an der Piazza di Spagna.

Ich bin außer mir. Mensch! Mensch! was hast du gethan? was thust du? Du, zu dem ich seit meinen Quintanerjahren als zu meinem Ideal emporgeblickt, vor dem ich mich früher und später, nah und

fern, in der Stille aller Dummheiten, die ich beging, in das blutige Herz hinein geschämt habe! Und muß mich jetzt meiner Anbetung schämen! schämen, daß ich vor einem Götzen kniete, der nicht um ein Haar besser ist als wir! Besser? Zum Tausend, das kriegte ich nicht fertig — upon my word and honour, wie der alte Engländer neben mir an der Table d'hote versichert, so oft ich zu einer seiner wunderbaren Geschichten ungläubig lächle.

Aber was hilft das Lamentieren! Das Kind ist in den Brunnen gefallen. Ach! nicht eines! Es sind ihrer zwei! Und das arme kleine Mädchen thut mir tausendmal mehr leid als der böse Bube, der sie so nahe an den Rand gelockt hat, daß das liebe Ding wohl die Balance verlieren mußte.

Ja, beim Zeus! Hineingelockt! Ich nehme das Wort nicht zurück. Dein ist die Schuld! Einzig dein! Die Arme konnte nicht vor dir fliehen. Du konntest, du mußtest es. Als es noch Zeit war. In dem Augenblick, als du merktest, daß das süße Gift auch in ihren Adern zu wühlen begann. Nun freilich, da du aus ihrem Munde das verhängnisvolle Wort gehört und sehr wahrscheinlich — obgleich du taktvoll genug bist, es nicht auszusprechen — von ihren Lippen geküßt hast, kommt die Reue zu spät.

Aber, du Unseliger spürst ja keine Reue! keine Spur von Reue! Schwimmst in einer Seligkeit, so groß und tief wie der Genfer See! Berührst mit deinem Scheitel die Sterne trotz der Dent du Midi!

O, dies entsetzliche Glion! Berg, vom Teufel einzig geschaffen, um von seinem Gipfel herab dem Menschensohn alle Herrlichkeit der Welt zu zeigen, einmal in natura, zum zweiten — jetzt kommt die wahre Teufelei! — im Spiegel der liebedurchglänzten Augen eines schönen jungen Weibes! Wer da nicht niederfällt und anbetet —

Arme, unglückliche Kinder, die ihr trunken von Seligkeit durch den Rosengarten eurer jungen Liebe taumelt! Wie bald, ach, wie bald werden sich die scharfen Dornen an euch festhaken! Wie bald, ach, wie bald euer Blut fließen machen! euer Herzblut!

Was soll daraus werden? So bleiben kann's ja nicht. Eine heimliche Liebschaft hinter dem Rücken des ehrwürdigen, vertrauensvollen Greises — dazu bist du zu stolz; und von Lili denke ich zu hoch, als daß ich nur einen Augenblick annehmen möchte, sie könnte sich dazu hergeben. Wie lange würde denn auch die Heimlichkeit bestehen? Ich bin überzeugt, ein Paar Augen hat schon in das Geheimnis geblickt: die grauen, scharfen Augen von Lilis alter Kammerfrau.

Sie kennt Lili von Kindesbeinen an. Lili wird nicht nötig gehabt haben, der Alten zu beichten: für Kammerdiener existieren keine Helden und für alte Kammerfrauen keine Geheimnisse der Herrin. Dame Brigitte ist ihrem Pflegekinde sehr ergeben; so soll denn euer Geheimnis bei ihr sicher sein. Und der Graf? Es mag dir noch so mißtönend ins Ohr klingen: er liebt seine Frau, liebt sie mit der maßlosen Leidenschaft, der nur Greise fähig sind, und zu der sich die deine verhält wie ein Luftfeuer zu einem Haus und Herd verzehrenden Brande. Seine Liebe scheint sich in vornehmer Galanterie gegen die junge schöne Gemahlin zu erschöpfen; aber sie scheint es auch nur. Sie ist wie ein Löwe, der mit halb offenen Augen schläft. Ein, wie du meinst, völlig unverfängliches Etwas, ein Nichts — und die müden Augen unter den buschigen Brauen thun sich voll lodernder Empörung auf —

Und gesetzt, mein Florentiner Traum würde auch dann nicht zur schaudervollen Wahrheit; gesetzt, der Graf wäre jener seltene Christ, der die Worte des Herrn buchstäblich nähme und die rechte Wange hinhielte, so man ihm die linke geschlagen — wolltest du den Schlag führen? den Schlag, der nicht die Wange träfe, sondern mitten hinein in ein edelstes Herz?

Und wäre ein solches Uebermaß von Opfermut

denkbar und möglich, es wäre damit nicht gethan. Ein Opfer müßte noch fallen, würde unbedingt fallen. Das ist Lili.

Begreifst du denn das nicht, Mensch? Muß ich dich an ein gewisses Gespräch erinnern, in welches die Gräfin so seltsamerweise eingriff, um sich zu Maximen zu bekennen, die ich für sehr überspannt hielt, und deren wahren Sinn und tiefe Bedeutung ich erst jetzt begreife, und in welcher Absicht sie sie damals geäußert hat?

Aber ich wette, du weißt gar nicht, wovon ich spreche. So will ich dir die Scene ausführlich schildern. Es verlohnt sich der Mühe.

Am Abend vor meiner Abreise. Das gräfliche Paar hatte die Güte gehabt, uns zum Diner einzuladen. Wir — der Graf, du und ich — saßen dann auf dem großen Balkon, du abseits von uns, den Blick starr in das landschaftliche Bild gerichtet, drüben nach den Savoyer Alpen, auf deren Firnen der matte Wiederschein der untergegangenen Sonne allmählich verblaßte. Aber vor deinen Augen stand ein anderes Bild: ihr Bild, die du schon über Tisch in einer Weise angeschmachtet hattest, daß mir abwechselnd heiß und kalt wurde bei dem Gedanken, der Graf könne deinen hypnotischen Zustand bemerken. Er hatte ihn

offenbar nicht bemerkt, wohl aber — was auch eben nicht wunder nehmen konnte — die Gräfin, die mit gesenkten Augen dagesessen hatte, während sich auf der eigentümlich breiten Stelle zwischen ihren Brauen, je länger die Situation währte, ein anfangs leichtes Fältchen immer mehr vertiefte. Das hatte mich gefreut; auf dich aber, mon cher, der du mich zu dieser Folter verdammtest, war ich wütend; und meine Stimmung wurde nicht milder, als ich dich jetzt da so sitzen sah, in fast unhöflicher Weise zerstreut, teilnahmslos, und — während du sonst die Spirituosen verabscheust — aus dem vor dir stehenden Flacon dir einen Cognac nach dem anderen einschenktest, deinen Aerger zu ersäufen, daß sie, die Abendkühle zum Vorwand nehmend, im Salon geblieben war, wohin du ihr denn doch nicht zu folgen wagtest.

Der Graf hatte heute zum erstenmal — wenigstens mir gegenüber — davon gesprochen, daß der Aufenthalt in Montreux der Gräfin bis jetzt den erhofften Vorteil nicht gewährt habe und er die Uebersiedelung nach Venedig wohl schon früher, als ursprünglich geplant, zur Ausführung werde bringen müssen, um, wenn das Klima sich auch dort als zu rauh erwies, weiter nach dem Süden zu gehen, vielleicht nach Palermo, am liebsten gleich Kairo, das ja doch von den

Aerzten als Winteraufenthalt von Anfang an ins Auge gefaßt sei.

Während der Graf so sprach, hatte ich die bestimmte Empfindung: diese beschleunigte Abreise hat einen anderen Grund als den Gesundheitszustand der Gräfin, und die mitgeteilte Disposition der weiteren Reise ist nicht an meine Adresse gerichtet. Daß sie nicht an die deine kam, dafür sorgte deine Zerstreutheit, der ich auf jeden Fall ein Ende machen wollte.

Bereits über Tisch war von dem französischen Ehebruchdrama gesprochen worden, allerdings, um der Gräfin willen, nur im Vorübergehen. Ich nahm, wahrlich nicht zur Erbauung des Grafen, den vorhin abgerissenen Faden wieder auf und spann ihn weiter, immer ohne meine Absicht zu erreichen, dich aus deiner Lethargie aufzurütteln, bis ich endlich die Geduld völlig verlor und dich direkt fragte, wie denn du über die Sache dächtest?

Es kam, wie ich vorausgesetzt: du hattest nichts gehört; batest um Entschuldigung, und daß man dir sagen möge, um was es sich handle.

„Noch immer um das famose Je l'ai tué!“ erwiderte ich mit einem Lachen, das mir nicht von Herzen kam.

„Weshalb fragst du mich,“ sagtest du, „da wir

wiederholt die Frage diskutiert haben und du meine Ansicht ganz genau kennst? Für mich ist es ein Metzgerwort; nur das letzte in einem von vornherein falsch instruierten Prozeß; der absurde Gipfel eines auf absurde Basis gestellten Verhältnisses, welches — denn darauf läuft's ja doch hinaus und ist und bleibt des Pudels Kern — die alte schmachvolle Hörigkeit der Frau innerlich nicht überwunden, nur mit sentimentalen Flittern ausgeputzt und aus dem Lasttier des Indianers eine Salonpuppe gemacht hat, die man zu adorieren vorgiebt, um sie zu zerbrechen, sobald sie sich einfallen läßt, ein Mensch sein zu wollen, wie der Mann auch: mit Blut und Nerven und einem eigenen Willen und meinetwegen auch mit der eigenen Leidenschaft für das Rechte oder Unrechte. Sie sehen, ich plaidiere in erster Linie für die Frau, denn sie ist es doch, die ganz eigentlich getroffen werden soll und getroffen wird. Aber ob Tödtet ihn! oder sie! oder beide! — es bleibt ein Wort, das in einem Zeitalter der in ihrem souveränen Rechte anerkannten Humanität außer Kurs gesetzt, wie eine falsche Münze an den Schandpfahl genagelt werden müßte. Wenn du das barbarische Ueberbleibsel verteidigt hast, wie es der Fall gewesen zu sein scheint, so hast du nur wieder einmal deiner rabulistischen Lust an Paradoxen

die Zügel schießen lassen, der du der letzte wärest, im gegebenen Fall nach dem brutalen Rezept zu handeln. Und" — hier wandtest du dich zu dem Grafen, während du bis dahin auf mich eingeredet hattest — „ich bin überzeugt, der Herr Graf teilt meine Ansicht."

„Darf ich für den Grafen antworten?"

Uns alle durchzuckte ein obligates Erschrecken: in der weit offenen Thür zum Salon stand die Gräfin. Sie hatte da zweifellos schon längere Zeit gestanden und unser ganzes Gespräch gehört. Jetzt trat sie einen kleinen Schritt vor und fuhr fort: „Im Punkte der Ungerechtigkeit, die an der Frau verübt wird, wenn man für sie gegebenen Falls ein besonderes Gesetz erfindet, das für den Mann nicht existieren soll, gebe ich dem Herrn Baron recht; nicht in dem anderen: dem der Straflosigkeit. Der Tod ist der Sünde Sold. Dabei wird es schon sein Bewenden haben müssen."

„Also doch: Tuez-le oder la!" rief ich.

„Das will ich nicht gesagt haben," erwiderte die Gräfin. „Aber wenn nun der oder die Schuldige — denn darin pflichte ich dem Herrn Baron durchaus bei: es soll hinüber und herüber mit gleichem Maße gemessen werden — wenn, sage ich, nun der schuldige

Teil erkennt, daß er eine Todsünde begangen, und die gebührende Strafe in die eigene Hand nähme, so wäre der Gerechtigkeit genügt, ohne daß ein Unschuldiger, damit ihr Genüge geschehe, sich mit einem neuen Verbrechen zu belasten brauchte, das abermals gesühnt werden und so die Sünde weiter Sünde hervorbringen müßte."

„Sollte die Frau Gräfin hier nicht ein wenig in den Spuren meines paradoxen Freundes wandeln?" warfst du in grollendem Tone ein.

„Ich bin nicht sicher, genau die Bedeutung von paradox zu kennen," antwortete die Gräfin ruhig; „nur eines weiß ich bestimmt: ich habe meine ganz eigentliche Ueberzeugung ausgesprochen."

Nun du in demselben grollenden, jetzt zum Ueberfluß noch stark ironisch gefärbten Ton: „Nur daß ich diese nicht mit Christi Lehre in Uebereinstimmung zu bringen vermag, mit der gerade Sie sich wohl am wenigsten in Widerspruch befinden möchten."

Die Gräfin, ruhig, wie vorhin: „Der Herr hat vieles aus seiner göttlichen Machtfülle heraus gethan, was wir, so viel wir uns auch mühen, ihm nicht nachthun können."

Ich, mit dem Versuch, der Diskussion eine freund-

lichere Wendung zu geben, lächelnd: „Zum Beispiel die Wunder."

Die Gräfin, sehr ernst: „Zum Beispiel die Wunder."

Du, fast heftig: „Die Vergebung der Ehebrecherin ist kein Wunder."

Die Gräfin nach einer kleinen Pause: „Vielleicht doch."

Hier fiel der Graf, der sich seit dem Erscheinen der Gräfin ein paarmal ungeduldig auf dem Stuhl bewegt hatte, mit einer bei ihm sehr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ein, bittend, ein Gespräch abzubrechen, in welchem die Meinungen scheinbar so weit auseinandergingen, während doch alle in der Ueberzeugung einig seien, daß die Frage, wie er in dem gesetzten schrecklichen Falle zu handeln habe, an einen sittlichen Menschen nun und nimmer herantreten könne.

In diesem Augenblick wurde, höchst gelegen für uns alle, ein neuer Besuch gemeldet. Die peinliche Scene war definitiv zu Ende.

Sie bedarf keines Kommentars.

Ich muß diesen Brief auf die Post geben, wenn er nicht einen Tag später in deine Hände kommen soll. Und hier ist keine Stunde, keine Minute zu verlieren, wo das Schicksal dreier mir so ans Herz

gewachsener Menschen auf eines Messers Schneide steht. Ich würde anstatt des Briefes kommen, aber mein nicht zu motivierendes Erscheinen würde einen Verdacht erregen, den ich um Gottes willen nicht aufkommen lassen möchte, und dir den besten Vorwand rauben, zu thun, was du jetzt unbedingt thun mußt und wirst.

Ich habe im Hotel zwei Zimmer neben den meinen für dich reserviert.

* * *

Roderich warf den Brief auf das Tischchen, sprang auf, lief ein paarmal durchs Zimmer, zuletzt an die Fensterthür, an deren kalte Scheiben er die heiße Stirn drückte. Bei Gott, er hatte die ganze Scene vergessen über dem, was folgte und in so grellem Widerspruch stand mit allem, was Lili da gesagt hatte oder gesagt haben sollte. Und das dann abermals in noch viel tollerem Widerspruch stand mit ihrem lächelnden Mutterglück von heute — dem baren, blanken Hohn auf die gewechselten Liebesschwüre in den Tagen von Venedig und ihrer Verzweiflung beim Abschied auf dem Perron der letzten Station vor Wien.

O, Licht, Licht in dieser Zweifelsnacht, grausiger

als die da draußen! Er hätte winseln und heulen mögen wie das arme Tier in der Hütte am Gatterthor. Dem würde morgen die Sonne das Fell wieder trocknen, und der Graus der Nacht war vergessen. Was konnte ihn je die Schmerzen dieser Stunden vergessen machen, zu denen jeder der verdammten Briefe eine neue Qual fügte! Aber nun hatte er die Litanei einmal angefangen; er wollte sie herunterleiern bis zum Schluß. Die famose Stelle, die er suchte, hatte er ja so wie so noch nicht gefunden. Sie konnte freilich nur in einem der letzten stehen.

Er hatte sich abermals in den Lehnstuhl geworfen und zu lesen begonnen, eilender jetzt und, sobald er einen Brief durchgepeitscht, zu dem folgenden greifend.

Rom, 22. September.

Soeben dein Brief aus Genf.

Wäre ich ein böser Dämon, ich dürfte mir vergnügt die Hände reiben: das Unglück, das ich vorausgewittert, ist da, in vollem Gange. „Fühlbare Abkühlung in dem Benehmen des Grafen mir gegenüber . . . täglich düsterer umwölkte Stirn . . . Anspielung auf die sonderbaren Leute, welche die beste Zeit für Italien ungenutzt vorübergehen lassen . . . gestern direkte Frage, wann ich zu reisen gedenke . . .“

Ich will dir etwas sagen, mein Bester: von dem allem glaube ich auch nicht eine Silbe. Das hat dir alles nur dein böses Gewissen vorgespiegelt. Aber gesetzt, es verhielte sich so — dann, beim Himmel, ist es mir unverständlich, wie der feinfühligste aller Menschen nur die Hälfte von dem allem über sich ergehen lassen konnte, bis er begriff, was doch mit Händen zu greifen war ohne jede Anspielung, jede warnende Miene. Und zögern und zögern konnte, bis die Vertraute, am Abend im Hotelgarten an ihm vorüberhuschend, ihm zuraunt: „Meine Gräfin fleht Sie an, morgen unter irgend einem Vorwand abzureisen," und dir ein gefaltetes Blättchen mit einer Locke von ihr in die Hand drückt — „Angedenken, du, verklungner Freude —"

Ach, auch sie hieß Lili! Aber der das Angedenken am Halse trug, war im Grunde froh, daß die Sache schließlich diese Wendung genommen. Und sein eigentliches Mitleid galt dem alten freigeborenen Vogel, der mit dem Stückchen Faden des Gefängnisses Schmach in den heimischen Wald tragen mußte. Du hast es nicht so gut, mein armer Freund. Du hast den Faden nicht gebrochen. Du wärst so gern geblieben, bist nur geflohen, weil die Geliebte es wollte, wollen mußte. Und du hast nicht den robusten Ehrgeiz der geborenen Prinzen aus Genieland. So

wird die Locke der Geliebten ein stärkerer Talisman der Erinnerung sein als das berühmte goldene Herz.

Mein armer Freund! Nun, ich denke, ich bin ein besserer Kerl als der Schmachtlappen von Oktavio; und daß ich mich auf das Trocknen von Thränen mindestens so gut verstehe wie er, hoffe ich dir zu beweisen. Ja, Freund meiner Seele, wir wollen es halten wie von jeher: hatte sich einer von uns hineingeritten, hieb ihn der andere heraus; konnte er's nicht, teilte er brüderlich sein Mißgeschick. Eine Bowle wieder, die wir nicht in guter Kameradschaft trinken durften, schmeckte uns nicht. So wollen wir auch diesen bitteren Kelch des Leides, mit dem die Götter dich heimgesucht haben, gemeinsam leeren.

Und sie! sie, die den heroischen Mut gehabt hat, zu entsagen, d. h. dich und sich selbst zu retten! Wenn ich die fromme Kindergewohnheit nicht leider verlernt hätte — allabendlich wollte ich sie in mein Gebet schließen.

Ich zähle die Stunden, bis ich dich wieder habe. Daß du die Reise hierher nicht in einem Zuge machen konntest! deine Kraft nur bis Genf vorhielt! Aber freilich, so eine Trennung reißt eine tiefe Wunde, und bei den Schmerzen der neuen rühren sich die alten wieder. So soll dir vergeben sein, wenn du

gegen meine inständige Bitte und dein mir gegebenes Versprechen doch wieder zu dem entsetzlichen Gift deine Zuflucht genommen hast. Nun ja, ich hatte einen äußersten Fall freigegeben. Ich will es glauben: es war ein äußerster Fall.

Du hoffst, in vier Tagen über den Chok weg zu sein. Dein Brief, gleich nach deiner Ankunft geschrieben, ist vom 17. So wird dieser dich im Moment der Abreise treffen, wenn er dich überhaupt noch trifft. Wollte Gott, er träfe dich nicht mehr! Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß du von unterwegs telegraphierst und mir die Freude machst, dich bereits auf dem Bahnhof in die Arme schließen zu können.

Rom, 25. September.

Du hast es dir selbst zuzuschreiben: ich fange an, an deiner Freundschaft zu mir, an dir selbst irre zu werden. Nein, es muß heraus: ich bin an beiden irre geworden. Wie? Anstatt Gott zu danken, daß dir in der Stunde äußerster Gefahr ein Freund zur Seite steht, auf dessen Treue du dich unbedingt, auf dessen Klugheit hier, wo es sich nicht um ihn selbst handelt, du dich einigermaßen verlassen kannst, achtest du mich für nichts, meine Ratschläge für nichts, meine Hilfe für nichts — wahrhaftig, schon geringere

Beweise von Mißachtung haben einen ganz solid gebauten Freundschaftstempel aus den Fugen geworfen! Und doch, das andere schmerzt mich noch mehr: du zeigst dich mir in einem Lichte, in dem ich nicht einmal einen Feind sehen möchte, vor dem ich im übrigen Respekt habe. Das ist sehr hart, nicht wahr? Aber quod medicamenta non sanant — und ich muß fürchten, hier helfen auch Eisen und Feuer nichts mehr. Mein Gott, welche traurigen Veränderungen müssen mit dir vorgegangen sein! Du gestehst mit einer Offenheit, um die ich dich nicht beneide, es habe dir nicht sowohl an der physischen als an der moralischen Kraft zur Weiterreise gefehlt. Du habest unmöglich noch mehr Raum zwischen dich und sie legen können, bevor du den Brief gehabt, den sie dir beklagenswerterweise am letzten Abend in Montreux durch die alte Brigitte versprochen! Und der Brief sei so spät eingetroffen, da Lili während der ersten Tage ihn zu schreiben den Mut nicht gefunden (wollte Gott, sie hätte ihn nie gefunden!) und wiederum Brigitte ebensolange keine Gelegenheit, ihn in einen öffentlichen Briefkasten zu thun, da sie dem in der Halle des Hotels nicht getraut habe. Freilich, dergleichen Briefkastenkommissionen sind nicht ganz ungefährlich!

Gut! Du hattest den teuren Brief. Sein Inhalt ist im übrigen dein Geheimnis. Eines weiß ich: es kann nicht darin gestanden haben, daß du, anstatt vorwärts zu gehen, eine Meile zurückmachen, dich in Nyon, dem alten eingeräucherten Nest, verstecken solltest. Zu welchem Zweck! Könnte man von dort nach Montreux hinübersehen, so wäre es wenigstens eine Ritter-Toggenburg-Affaire per Fernrohr. Aber es laufen täglich so viel Dampfer hin und her, und auf der Eisenbahn ist es nimmer weit! Dampfer und Eisenbahn befördern sogar Füchslein, die einen Taubenschlag umschleichen wollen!

Gegen eine Welt will ich's verteidigen: zu etwas der Art hat sie dich nicht autorisiert; das würdest du gegen ihren Willen versuchen; das hätte dir ein Dämon eingeflüstert, der dich verderben will, nachdem er dir zuvor den Verstand geraubt. Aber der Dämon wäre doch nur ein Tropf: an dem Mittel, das er dir ins Ohr geraunt, müßtest du wieder zur Besinnung kommen. Dergleichen lichtscheu krumme Liebespfade solltest du gehen können, du, der mir oft gesagt, wie in der Schlacht dein Herz vor Ungeduld schier gesprungen sei, bis zur Attaque geblasen wurde, und nichts einen Mann so fürchterlich mitnehme, als, Gewehr bei Fuß, im feindlichen Feuer aushalten zu müssen? Nein, lieber

Freund, auf Hintertreppen und durch Hinterthüren schleichen nur die traurigen Romanhelden der Maupassant und Compagnie; Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse gehen dergleichen Wege nicht.

Du siehst, ich bin außer mir; aber wenn man einen Menschen so lieb hat, wie ich dich habe, und dieser Mensch — Es wird mich noch toll machen!

Als wäre es nicht genug, daß einer von uns beiden es ist!

Freilich, freilich! Wenn ihr denn wirklich beide nicht mehr voneinander lassen könnt; wenn sie, wie ich ja nun annehmen muß, dir geschrieben hat, daß sie ohne dich nicht weiter leben will, leben kann; wenn du bei dem Gedanken, dich von dem Weibe, das du liebst, das dich wieder liebt, für immer und immer trennen zu sollen — mitten im Lärm des Lebens und der Gesellschaft von ihr geschieden, völlig, hoffnungslos, für immer, wie der Arme auf Salas y Gomez, über den wir beide als Knaben so bittere Thränen geweint haben, von dem Heimatlande und von ihr, deren Bild ihm in seinen nächtlichen Träumen erscheint — mein Gott, ich bin ja nicht von Stein und Holz; ich begreife ja: auf dem Wege liegt Wahnsinn —

Was in aller Welt, was machen wir nur?

Eine Entführung? Dergleichen soll ja noch in unseren prosaischen Tagen vorkommen. Allerdings nur bei Leuten, denen ein Skandal mehr oder weniger nicht weiter verschlägt.

So bleibt denn nichts als die Zuflucht zu jener höchsten Kunst der Diplomatie, die, nach ihres Großmeisters Ausspruch, in der Offenheit besteht. Tritt vor den Grafen hin und sage ihm: so und so liegt die Sache. Was dann auch geschieht, und wie es kommt: du hast loyal gehandelt, hast kein Vertrauen betrogen, hast dich und die Frau, die du liebst, aus einer eurer völlig unwürdigen Lage befreit. Es ist ein furchtbarer Weg; und der, den Luther ging in den Saal des Wormser Reichstages, ist ein Rosenpfad im Vergleich mit ihm; aber ich sehe keinen anderen. Ein Trost ist dabei: es sind keine Kinder da —

Ich schließe aus ein paar Worten deines Briefes, die allerdings eine mehrfache Deutung zulassen, daß du selbst bereits diesen Weg ins Auge gefaßt, und nur zögerst, ihn mutig weiter zu gehen, bis du dich mit Lili verständigt hast. Da wird denn wohl Dame Brigitte noch ein und das andere Mal den verschwiegenen Briefkasten aufsuchen und ein und das andere Mal an dem Schalter nach einem poste-restante-

Brief fragen müssen, der nicht für sie geschrieben ist —

Ich seufze aus der Tiefe meiner Seele, wenn ich an diese Perspektive denke. Mag's drum sein!

Was ich aber nun von dir verlange, ist erstens: daß du mir einen ausführlichen Bericht schreibst, aus dem ich mir über den Stand der Dinge ein wirkliches Urteil bilden kann; daß du, zweitens, wenn ich zu dem Schluß gelange, meine Gegenwart könne dir von Nutzen sein, mir erlaubst, sofort zu dir zu eilen. Ich thäte es schon jetzt, nur daß ich nicht weiß, ob ich dich in Nyon noch treffen würde, und keine Lust habe, in der Welt hinter jemand her zu suchen, der nicht gefunden sein will. Das vollständige Dunkel, in welches du alles hüllst, was deine nächsten Schritte betrifft; die auffallende Sorgfalt, mit der du jeder Angabe von Zeit und Ort aus dem Wege gehst, lassen darauf einen trüben Schluß ziehen. Dein Brief ist ohne Datum; selbst das Hotel, aus dem du schreibst, nicht genannt.

Aber ich thue dir wohl unrecht. Leute in deiner Lage sind wie der römische Prätor, der sich um Kleinigkeiten nicht zu kümmern braucht. Deshalb ist es doppelt notwendig, daß Hamlet seinen Horatio zur Seite hat, den „Leidenschaft nicht macht zum

Sklaven", und der so die Augen offen behält für die Minima und ihre gelegentliche Heimtücke.

P. S. In dem Augenblick, wo ich den Brief schließen will, bringt der Kellner mir meine „Neue Freie Presse", und während der Mensch noch im Zimmer kramt und ich mechanisch einen Blick in das Blatt werfe, lese ich, daß Graf B., da der Aufenthalt in Montreux sich für seine Gemahlin als unzuträglich herausgestellt, weiter nach Venedig gegangen sei, wo er bereits vorher am Canale Grande einen Palast auf längere Zeit gemietet habe.

Wenn sich das bestätigt, woran ich nicht zweifle — die Notiz steht unter den offiziösen Nachrichten —, so ist der Graf weltklüger, als wofür ich ihn gehalten, oder — Lili hat sich als die edelsinnige, hochherzige Frau erwiesen, die ich immer in ihr verehrt habe. Ich will hier kein Loblied auf das „Glück der Entfernung" singen. Es wäre für dein zerrissenes Herz grausamer Hohn. Aber Zeit zum Nachdenken, zur Ueberlegung wird sie dir doch bringen. Montreux und Nyon waren in zu gefährlicher Nähe. Nach Venedig wirst du nicht gehen. Es wäre unerhört, unwürdig — einfach ein Verbrechen. So bleibt dir nur ein Weg: zu mir, zu deinem Freunde. Glaub mir, du wirst ruhiger werden, wenn du dich

nur einmal hast aussprechen dürfen! Und um Ruhe kann der Horazische Schiffer die Götter nicht inständiger bitten, als ich um sie alle guten Geister für dich anflehe.

Ich erwarte dich in den nächsten Tagen — hoffentlich bereits am Sonnabend — mit aller Bestimmtheit.

* *
*

Paris, 29. Oktober.

Die Uebersetzung von Robert Browning's „In a gondola“, die mir heute in deiner Handschrift — ich vermute als Probe deiner augenblicklichen Studien — übrigens ohne Kommentar — zugeht, habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Daß ich dem Poem viel Geschmack abgewonnen hätte, kann ich nicht sagen. Wollte ich es mir in Farben und Gestalten denken, käme so etwas wie ein Gemälde von Makart heraus — für mich der Typ einer Kunst, die nur im Sinnenrausch lebt, will sagen: der mir am meisten unsympathischen, und die in meinen Augen überhaupt gar keine Kunst ist.

Ich kann denn auch unmöglich annehmen, du habest mir in diesem schlüpfrig glatten Spiegel ein Bild deines Lebens zeigen wollen während der nun vollen vier Wochen, daß ich — dein letztes Briefchen

war aus Nyon d. d. 20. Sept. — kein Wort von dir gehört habe. Stimmen doch auch glücklicherweise die Thatsachen nicht mit dem Inhalt des Gedichtes. Da diese deine Sendung aus einem thüringischen Landstädtchen kommt — das ich mir nebenbei erst mühsam auf einer Spezialkarte aufsuchen mußte —, hast du entschieden nicht auf einer venetianischen Treppe dein Blut zu den Füßen einer Geliebten verspritzt, was sich auch meiner Meinung nach für den Helden von Vionville so wenig schicken würde, wie die Heldin des Gedichtes — Gott sei Dank — der Gräfin B. gleicht.

Für den Fall, daß du neben deinem Studium englischer Dichter Zeit und Muße zu einem Briefe in Prosa an einen alten Freund fändest, bitte ich, ihn an unsere Botschaft in Wien zu adressieren, wohin ich übermorgen abgehe. Einer meiner ersten Besuche wird dem Grafen gelten, von dessen lebensgefährlichem Sturz mit dem Pferde im Wiener Prater du seiner Zeit gelesen haben wirst. Der gemeinschaftliche Aufenthalt des gräflichen Paares in Venedig hat nur zwei Tage gedauert, da der Graf bereits am dritten Hals über Kopf — in der bulgarischen Angelegenheit — nach Wien zurückbeordert wurde. Die Gräfin ist dann noch ungefähr eine Woche in

Venedig allein geblieben, bis die Schreckensnachricht aus Wien kam, worauf sie sofort an das Schmerzenslager des Gatten geeilt ist. Die Zeitungen sind voll des Lobes, mit welcher opferfreudigen Sorge sie den Kranken umgiebt. Als ob sich das nicht von selbst verstände! Uebrigens weiß ich aus sicherer Quelle, daß die Gefahr beseitigt ist und die Rekonvalescenz in befriedigender Weise fortschreitet. Ich hoffe, wie gesagt, mich in wenigen Tagen persönlich davon überzeugen und bei der Gelegenheit der Frau Gräfin meine Ehrfurcht bezeigen zu können.

Die Uebersetzung des Browningschen Gedichtes schließe ich bei in der Annahme, daß sie dem Verfasser wertvoller ist als mir, der von Natur und Berufs wegen zu den matter-of-fact-men gehört, welche sich in den Hyperbeln einer verstiegenen Phantasie nur schwer zurechtfinden. Und bei der undankbaren Mühe trauernd an das Wort Sallusts denkt, das mir ein gewisser Jemand in das Primaner-Album schrieb: „Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, darin besteht die wahre Freundschaft." —

* *
*

Die Abschrift des Gedichtes hatte noch in dem Briefe gelegen. Roderich nahm sie zur Hand. Thrä-

nen wollten ihm in die Augen steigen. Mein Gott, mein Gott! die Seligkeit jener Morgenstunden, als er, noch umweht von dem Hauch ihrer Küsse, diese Verse schrieb! Wie war ihm dies alles als reinste, heilige Natur erschienen, nur noch 'geadelt durch die Weihe der Kunst! Und er hatte es dem Freund geschickt — einen poetischen Vorboten dessen, was er ja doch einmal erfahren mußte, und in prosaischen Worten niederzuschreiben, Hand und Herz sich weigerten. Dann, als Georgs Antwort kam — er hatte mitleidig die Achseln gezuckt über einen Geist, den das banale Welttreiben gegen den süßesten Zauber der Liebe und Poesie so hoffnungslos abgestumpft. Und hatte ausgerufen: So fahre dahin! Ich bin reich genug, wenn sie mir bleibt!

Und nun!

Von all dem Ueberschwang des Glücks und der Wonne nichts, nichts geblieben als ein mit Versen bekritzeltes Blatt!

Er hatte es an beiden Seiten gefaßt, es zu zerreißen, und hielt wieder inne.

Nein! Du sollst nicht dafür büßen, und dich geht es nichts an. Du lebst dein unsterbliches Leben fort, himmelhoch über dem Wust der Gemeinheit, in

dem wir ersticken. O, einmal, nur noch einmal einen Labetrunk aus der Himmelsluft!

Er hatte das zusammengelegte Blatt entfaltet und las mit brennenden Augen, während ihm jetzt der Atem stockte, jetzt seine Brust hoch aufwogte, wie eines, der nach langer dunkler Kerkerhaft das goldne Licht der Freiheit trinkt:

In einer Gondel.

Er singt.

Ich sende mein Herz, alle Lust und Weh
Zu dir auf in diesem Gesange.
Mir helfen die Sterne, mir hilft die See;
Es lauschet dem Lautenklange
Venedigs Nacht, so dunkel und dicht,
Daß mein einziges Licht
Vom Balkone herab dein süßes Gesicht.

Sie spricht.

Nun will ich, daß mein Liebster singt
Die Worte mein, als wären sie
Ein Ton nur von der Melodie,
Die ihm im eignen Herzen klingt:
„Ihr Herz und jeden Tropfen Blut
Giebt diese Frau mit freiem Mut
Mir, wie das Kettlein, das geruht

Auf ihrer Brust; ob ich's zur Zier
Nun trage, oder werf es hier —
Ein wertlos, ganz verächtlich Ding —
Hinein ins Wasser, Ring für Ring."
Und jetzt noch einmal — Kindisch Wort!
Was sollen Worte! Rudre fort!

Es sei denn, du rufst inniglich
Bei meinem Kosenamen mich,
Den nur die Drei zu hören brauchen,
Um ihre Dolche, Stich um Stich,
In dein geliebtes Herz zu tauchen.
Was soll ich thun für dich? O, sprich!
In deine Seele meine hauchen?
O, reiß ihn ein, den Prunk der Welt,
Der zwischen dich und mich sich stellt!
Den Drei'n gehör ich. Nimm mich hin!
Dein bin ich! Dein mit jedem Sinn.
Man sagt, im weisen Orient
Der Magier den Edelstein
(Die Quintessenz will er allein!)
Im Tigel ganz zu Asche brennt.
Den Drei'n die Asche! Magier mein,
Die Seele dir! Dein Element!

Er singt.

Rudern sacht, wie Mondlicht fließt.
Dies Zanobis Haus, des grauen,
Wo man just die Läden schließt.
Ließ sich mit jung Agnes trauen —
Wir durch bräutlich holde Nacht
Rudern sacht.

Rudern sacht, wie Mondlicht fließt.
Aus des Pucci-Palasts Fenstern
Sich ein Lichtermeer ergießt.
Drehn im Tanz sich, gleich Gespenstern —
Wir vorbei der öden Pracht
Rudern sacht.

Sie singt.

Küß mich, der Abendmotte Braut!
Küß mich, als wärst du sicher nicht,
Ob deine Blume, mein Gesicht,
Zum Monde, ob zur Erde schaut
Mit ihrem Kelch; so, da und hie
Mit weichem Flügel streife sie —
Der Abendmotte keusche Braut!

Nun küß mich mit der Biene Kuß!
Küß mich, als wär es Mittagszeit,

Mein Herz, ein Sommergarten, weit
Dir aufgethan zum Vollgenuß.
Und jede Blume haucht den Duft
Für dich nur in die weiche Luft —
Nun küß mich mit der Biene Kuß!

Er singt.

Wüßte gern, was wir sind!
Ich trag dich geschwind
Durch endlose Weiten im Sturmeswind
Zu dem Fest meines Clans,
Wo sie leben des Wahns,
Der Teufel, der plagt sie. Beim Krähen des Hahns
Muß er trinken dein ... Teufel! so laß mich in Ruh!
Ich bin wieder ich; du bist du.

Wer wir sind, wüßt ich gern!
Ein irrender Stern,
Mit Dämonskraft lock ich dich fern und fern;
Und du hast keine Wahl,
Bis ein hellerer Strahl,
Als mein bleicher, erglänzt aus dem himmlischen Saal.
Und trinkt deine ... Engel, o, gieb dich zur Ruh!
Ich bin wieder ich; du bist du.

Er sinnt.

Weiß nicht, was mag das Beßre sein
Zur Sommernacht, beim Mondenschein:
Der Erde Schoß? Des Wassers Brust?
Zu rudern in die See hinein?
Am Land zu dehnen sich in Lust?
Der Amseln Sang? Der Möwen Schrein?
Meeralgen oder Rosmarein?
Das hätt ich wahrlich gern gewußt.

Er spricht sinnend.

Lieg still! Könnt dir's die Schönheit heben?
Ich hefte ein Paar Flügel hier
An deine zarten Schultern dir.
Nun auf Flügeln sollst du schweben,
Deren Weiß das Auge blende,
Weißer nicht als deine Hände.
Wo die Flügel gehn zu Ende,
Tauch ich sie in Goldes Glanz.
Sollen so umhüllen ganz
Dich in Mondessichelweise.
Und die Strahlen klirren leise —
Tausend Damascenerklingen
Von den stolzen Seraphschwingen.

O, hilf mir doch von dieser Qual!
Verscheuch ein kind'sches Ideal,

Das mir so kam und will nicht weichen. —
Dank! Du bleibst immer ohnegleichen!

Er sinnt weiter.

Wenn sie, die Drei, nun doch zuletzt
Umsonst die Dolche nicht gewetzt?
Paul hat das Wild ins Garn gehetzt;
Gian knebelt's; und er selber jetzt
Stößt zu, stößt zu . . . Ich taumle hin
Und — lächle, daß bei dir ich bin.

Sie schleifen mich, die hüb'schen Drei,
An heil'gen Kirchen nun vorbei
Bis wo des Teufels Klerisei
Am Lido summt die Litanei.
Ein Grab gehöhlt! Nun an den Rand!
Hinab! und — ist das deine Hand?

Sie antwortet, sinnend.

Tauch den Arm ins Wasser tief, recht tief,
Wie ich! Sag, wer da unten schlief —
Der Tod vom Feu'r, vom Stahl, vom Gift ist
fürchterlich;
Vom Wasser — fühl! wie greift so lind es sich!

Greif bis zum Grund! Im Dunkel, sieh, wie licht!
Vom Bandgras pflücke mir ein langes Blatt!

Du priest mein Haar. Wohl! an des Schmuckes
Statt,
Den fort ich warf, es in das Haar mir flicht!
Ich kann fortan, was unschön, tragen nicht.

Er spricht.

Nach Hause rudern? Muß es sein?
Ob der Giudecca schaut es drein
So stolz zufrieden, ruhig, schlicht —
Fenster streng an Fenster passend,
Thür die Thüre schicklich fassend —
Vornehm wie ein Kindsgesicht.
Doch da hinten, ach, wie weit
Von der Schlichtheit und Reserve,
Schöngeschwungner Linien Verve
Und der keuschen Kindlichkeit!
Thüren, Fenster schief und schrag
Schielen auf den Wasserlauf.
Glitt mein Boot am Herbstestag
Da vorbei. Ich sah hinauf.
Bausch'ger Vorhang, flattre zu!
Dann ein leiser Schrei; dann du!
Wolltest dir das Papchen haschen.
Floh — just heut von allen Tagen! —
An der Palme Frucht zu naschen,
In den Himmel mich zu tragen.

Konnte Atem schöpfen kaum:
Bogst so weit, so weit dich vor,
Daß nicht an dem schlanken Baum
Papchen oben sich verlor.
Nun der Haare flüssig Gold
Von dem schönen Haupte rollt,
Ueberſel'gen Schlangen gleich,
Denen in dem röm'schen Reich,
Heißt's, an Sommertagen schwül
Frauenbusen ward zum Pfühl.

Sie spricht.

Und morgen, wenn gar säuberlich —
Du kennst sie — eine Frauenhand
Für den Jasmin am Fensterrand
Das Harfenbandelier sich wählt —
Sieh, daß dein Zorzi nicht verfehlt
Die Zanze! Ist es schwarz, das Band —
Die Drei, sie wachen: wahre dich!

Und daß dein Zorzi wieder schlingt
Um deine Gondel Wasserkraut,
Als hätt der leichtgesinnte Fant
An einen Dallen sie gerannt,
An einer Brücke Algenwand,

Weil er nicht sorgsam vorgeschaut —
Dann weiß ich, was das Vöglein singt.

Da, Ganzes wachsam Licht, und sicher wir.
Es kommt zu bald der Trennung Stunde dir?
Wie? Unsre Lieb ist einen Mond erst alt!
Sei wieder der bescheidnen Ritter Zier;
Ich bin die Dame, wie der Schnee so kalt.
Nun neig dich, wie sich's ziemt! Faß meine Hand
So zart, wie deine ich, steig ich ans Land!
Und sage „Dank Siora!“ —
Liebster mein,
So! Lipp auf Lippe bei des Mondes Schein!
Du, mein für immer; ich auf ewig dein!

Er, unter den Dolchen der Drei, sterbend.

Der Schluß des Schicksals, Holde! Höchste Lust:
So, unter deinem Aug, an deiner Brust.
Küß mich! und sorge um die Schurken nicht!
Sorg nur, daß nicht dein Haar, so golden licht,
Mein Blut bespritzt! Die Drei für meinen Haß,
Sie lebten nie. Ich aber hab gelebt.
Küß mich noch einmal, eh mein Geist entschwebt! —

* * *

Roderich ließ mit einem tiefen Atemzuge die Blätter in den Schoß sinken und saß eine Weile so, verloren in die schmerzliche Erinnerung an das verklungene Glück.

Nun hob er sie langsam empor, im Begriff, sie an die Lippen zu drücken. Seine Hand stockte, die Lippen verzerrten sich zu einem bitteren Lächeln.

Und sie war so glücklich über meine Arbeit! So begeistert von dem Gedicht — pah!

Er schleuderte die Blätter in den Kamin und griff abermals nach dem Packet auf dem Tischchen.

Wien, 7. November.

Mein Brief aus Paris hat dich verletzt und betrübt. Ich kann nicht sagen, daß ich deshalb Reue empfinde: er war nicht geschrieben, dir Freude zu machen. Daß du es über das Herz gebracht, mich vier Wochen hindurch in dieser fürchterlichen Ungewißheit zu lassen — mir müßte Fischblut in den Adern fließen, hätte mich das nicht empören sollen. Jetzt darf ich es ja sagen: als du nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt, in dem thüringischen Landstädtchen, aus dem du jetzt schreibst, vor aller Welt verschwunden warst; keiner deiner Freunde über dein Verbleiben die mindeste Auskunft geben konnte; dein Gutsverwalter selbst, an den ich mich wandte, einen

verzweifelten Brief zurückschrieb: er habe keine Ahnung, was aus dir geworden — da sind mir Augenblicke gekommen, wo ich das Schlimmste fürchtete.

Nun, was inzwischen geschehen, ist gerade schon schlimm genug. Du hast den traurigen Mut gehabt, der Gräfin nach Venedig zu folgen! Jedenfalls nicht eher, als bis der Graf hatte abreisen müssen, und die Gräfin in einer Lage war, deren Schutzlosigkeit du doppelt hättest respektieren sollen. So galt dir also der Ruf der Dame, die du zu lieben behauptest, nichts; dachtest du nicht an den Versucher, den unsichtbaren dritten von der Partie, der sicher in der Lagunenstadt von früher und später her so manch verschwiegenes, für seine Zwecke bequemes Plätzchen kannte. Und ist es etwa dein Verdienst, wenn — darauf will ich schwören — die Burg zu erobern, in der die Tugend eines Weibes wohnt, dir in Venedig so wenig gegeben war wie in Montreux? Dein Verdienst, daß ein Pferd, welches vor einem vorüberjagenden Tramwaywagen scheut, sich überschlägt und seinen Reiter unter sich begräbt, als deus ex machina kommen mußte, deiner Versucherrolle ein schnelles, trauriges Ende zu bereiten?

Und in dem Moment, wo du aus den Zeitungen oder einer anderen Quelle erfahren hattest, daß ich

im Begriff stand, nach Wien zu gehen, ein erstes Lebenszeichen des beinahe schon Totgeglaubten! Ja, mein Bester, man darf die Absicht nicht so deutlich merken lassen, wenn sie nicht verstimmen soll! Ich werde dir plötzlich wieder wichtig, weil du mich brauchen zu können glaubst zu einem Dienst, den man im gesellschaftlichen Leben mit Namen bedenkt, die für den damit Betrauten nicht gerade schmeichelhaft sind. Mußtest du nicht erwarten, daß ich die Zumutung empört zurückweisen würde?

Ich thue es nicht, einfach, weil ich dir einen wirklichen Dienst zu leisten hoffe, an dem du allerdings eine ausschweifende Freude nicht haben wirst.

Heute also, ganz, wie du gewünscht hast, fuhr ich beim Grafen vor und wurde sofort angenommen — ausnahmsweise, wie mir der alte Kammerdiener sagte, derselbe, der die Herrschaften auch nach Montreux begleitet hatte. Ich wurde in das Arbeitskabinett geführt, unter dem du dir ein saalartiges, vierfensteriges Gemach vorstellen willst, dessen Wände mit kostbar eingebundenen Büchern in prachtvollen Schränken, ausgesuchten Gemälden, Marmorbüsten von Philosophen und Dichtern und sonstigen schmuckhaften Dingen überdeckt sind; ebenso wie diverse, durch den weiten Raum verteilte Tische mit Albums,

Atlanten, Kupferstichmappen und exquisiten Nippes aus Elfenbein und Bronze. Fenster und Thüren mit Vorhängen und Portieren aus schwerem Damast. Ein fürstliches Gemach.

Der Graf saß, deckenumwickelt, in einem Stuhl, den der leise Druck auf eine Feder, je nach Wunsch und Bedürfnis des Kranken, diese oder jene Form annehmen läßt. Er konnte mir den Mechanismus nicht genug rühmen, vielmehr den Erfinder, der so an der leidenden Menschheit zum Wohlthäter geworden sei, in dankbarer Rührung preisen. Die entsetzlichen Leiden, die er ausgestanden, lassen mich diese Rührung wohl begreifen. Er hat den rechten Arm und das linke Bein gebrochen gehabt, abgesehen von einer langen Reihe geringerer, aber teilweise sehr schmerzhafter Verletzungen, und in der That vierzehn Tage lang zwischen Tod und Leben gekämpft. Der Kampf hat in das vornehme liebe Gesicht tiefe Spuren gegraben. Auch das auffallend volle Haar, das, als wir ihn zuletzt sahen, doch noch einen Anstrich von Grau hatte, ist völlig weiß geworden. Während unserer Unterredung hatte er wiederholt sichtlich mit Schwächeanfällen zu kämpfen. Dennoch hielt er mich, trotzdem ich wiederholt bat, mich beurlauben zu dürfen, über eine Stunde fest. Daß

zwischen zwei Diplomaten, nachdem das Laufende absolviert, in erster Linie von Politik gesprochen wird, findest du begreiflich. Indessen entging mir nicht, daß der Graf trotz scheinbaren Eifers nicht recht bei der Sache war und ihn fortwährend innerlich ein anderes Thema beschäftigte, zu dem er den Uebergang scheute oder nicht finden konnte. Endlich — ich hatte mich bereits erhoben und stand da mit dem Hut in der Hand — kam es doch: wie meine italienische Reise ausgefallen sei? Da ich auf diese Frage seit einer Stunde gefaßt und vorbereitet war, ging mir die Antwort glatt genug von der Zunge; und — ja, mon cher, das kommt nun auch auf deine Rechnung — ich that, was ich für mich selbst in Fällen äußerster Not nicht fertig bringe — ich log! Log, so zu sagen, das Blaue vom Himmel; sprach niemals von „mir", immer nur von „uns"; und wie eine so schöne Reise, wenn man sie mit einem alten Freunde mache, doppelt schön und ersprießlich sei, sintemalen man alles, anstatt mit zwei, mit vier Augen sehe u. s. w. Unser „Zusammentreffen in Mailand" datierte ich zwei Tage nach deiner Abreise von Montreux. Es war ein notwendiger Faden des Lügengewebes. Wenigstens hielt ich ihn für notwendig. Dein Name war, so oft auch

die Veranlassung dazu sich bot, nicht ein einziges Mal über die Lippen des Grafen gekommen. Das konnte nicht Zufall sein. Hier lauerte eine Wolke in seiner Seele, die zerstreut werden mußte. Ich hatte meine Absicht erreicht. Das alte Gesicht war während der ganzen Zeit, bei aller Freundlichkeit, eigentlich recht traurig gewesen. Plötzlich erhellte es sich zusehends.

„Und wo hält sich Ihr Freund jetzt auf?"

„In Berlin!" war meine prompte Antwort.

„Sie korrespondieren miteinander, natürlich?

„Aeußerst selten. Wir Menschen fin de siècle haben ja alle das Briefschreiben so ziemlich verlernt."

„Darf ich bitten, bei nächster Gelegenheit ihm meinen freundlichen Gruß zu vermelden?"

„Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, Herr Graf."

Er hatte etwas auf den Lippen, das aber unausgesprochen blieb. Anstatt dessen: „Sie werden der Gräfin guten Tag sagen wollen?"

„Ich wollte eben um die Erlaubnis nachsuchen."

„Ich hoffe, sie kann Sie empfangen."

„Die Frau Gräfin ist leidend?"

„Ihre Gesundheit war nie stark, wie Sie wissen.

Und jene ersten vierzehn Tage, während derer sie Tag und Nacht nicht von meiner Seite gewichen ist und mich gepflegt hat mit einer Sorgfalt, einem Opfermut —"

Seine Stimme zitterte, und die Hand zitterte, mit der er sich über die buschigen Brauen fuhr. So konnte er denn glücklicherweise das alberne Gesicht nicht bemerken, welches ich zweifellos in diesem Augenblick machte, und das nun ebenfalls auf dein Konto kommt. Er fuhr dann auch alsbald, offenbar die Rührung zu überwinden, nun wieder im Gesprächstone fort:

„Sie werden meine Schwester, Comtesse Blanda, bei ihr finden. Ich mußte sie hierher citieren: die Kräfte der Gräfin waren erschöpft —"

Das konnte ich leider konstatieren, als ich dann zur Gräfin geführt wurde, die ich in ihrem Boudoir auf einer Chaiselongue fand. Wie durchsichtig die kleine weiße Hand, die sie mir mit freundlichem Lächeln zum Kuß reichte! Wie blaß die feinen, durchgeistigten Züge des holden Gesichtes! Und über den dunklen, märchentiefen Augen wie ein Schleierflor, der sich nur einmal voll hob, um mich in einen Himmel von unergründlicher Tiefe blicken zu lassen: als ich während des Gespräches, ein bekanntes Wort

von Goethes Vater etwas frei citierend, sagte: Wer einmal in Italien gewesen, könne nie wieder ganz unglücklich werden.

Ich werde ihn nie vergessen, diesen Blick!

Du siehst, mein Freund, ich bin auf dem besten Wege, mich für die Gräfin zu begeistern, und bekenne es frank und frei, um dir den Beweis zu liefern, daß man ein schönes, liebenswertes Weib wunschlos und neidlos anbeten kann. Und wenn du fragst: warum erst heute? erwidere ich: ich habe sie heute zum erstenmal wirklich gesehen. Die Banalität der Prunksäle eines Botschafterhotels — das war kein Rahmen für ein Frauenbildnis, wie es Carlo Dolce so lieblich nicht hat schaffen können. Und auch der weite Genfer See und die himmelragenden Alpenwändeboten nicht den rechten Hintergrund. Der ist es für robustere Schönheiten mit sportmäßig trainierten kräftigen Beinen und Armen und entsprechenden gesunden Farben. Für dies ätherische Wesen eignen sich besser ein lauschiges Boudoir mit seinen niedlichen Bibelots und dem diskreten Clair obscur, wie es zugezogene rosaseidene Vorhänge schaffen —

Uebrigens währte unsere Unterhaltung leider höchstens eine Viertelstunde, von der noch der Löwenanteil auf die Comtesse fällt: eine ältere, sehr hochge-

wachsene, sehr magere Dame mit einem sehr aristokratischen, sehr energischen Gesicht — eine Welt zu energisch für meinen Geschmack. Und ich müßte mich sehr irren: auch für den der Gräfin, der ich von Herzen eine freundlichere Gesellschaft wünsche als diese Dame, die mir ganz aus Knochen, Sehnen und Tugend zu bestehen scheint.

Als treuer Berichterstatter darf ich zu erwähnen nicht vergessen, daß dein Name während der ganzen Unterredung nicht ein einziges Mal genannt wurde. Mich hielt, ihn zu nennen, eine Scheu zurück, die du erklärlich finden wirst bei dem schlechten Gewissen, das ich für dich habe, seitdem ich von deinem venetianischen Pagenstreich weiß. Ich habe sogar das bestimmte Gefühl, es würde nicht von dir gesprochen sein, wären wir allein gewesen und die Spüraugen der Steifleinenen nicht fortwährend mißtrauisch von ihr zu mir, von mir zu ihr gewandert. Die Steifleinene selbst aber, nehme ich an, weiß von der Existenz eines gewissen Rittmeisters a. D. nichts; und ich vermute: das ist sehr gut. Niemand dürfte sich besser zur Gebärdenspäherin und Geschichtenträgerin qualifizieren als sie.

Da habe ich nun wieder einmal eine halbe Nacht an dich gewandt. Hoffentlich wirst du mir den Dank

in einem ausführlichen Briefe abstatten, aus dem ich endlich einmal erfahre, wie es dir geht, was du treibst. Ich nehme an, du bist sehr fleißig und benutzt deine Thüringer Einsamkeit zur Abfassung eines grundgelehrten oder — was mir sehr viel lieber wäre — hochpoetischen Buches, in welchem zu sagen, was du leidest, dir ein gütiger Gott gab.

Denn was du gelitten haben und noch leiden mußt — ich weiß es erst seit heute.

Ihr armen Kinder! Ihr seid getrennt; ihr habt entsagt. Menschenlos! Wen trifft es nicht? Und ich habe wahrlich nichts vor anderen Leuten voraus. Denke an meine wahnsinnige Leidenschaft für die schöne Ellen P.! Ich will nicht sagen: und Patroklos war mehr als du. Gott bewahre! Er war gerade, wie du, ein Mensch, der lieben und leiden konnte — der Himmel mag wissen, warum das identisch sein muß! — und nicht daran gestorben ist, sondern heute, als ein mittelmäßiges Geschöpf Fortunas, jetzt eine Stunde froh, jetzt eine betrübt, so weiter lebt, im übrigen wie ein Kassierer, der zu dem Gold, welches durch seine Hände läuft, in keiner anderen Relation steht, als daß er es richtig zählt.

Du und die Gräfin, ihr seid von anderer Art — ich weiß es wohl; und wie eure Seelen schneller in

Schwingung zu bringen sind, so dauert es auch länger, bis sie ihr Gleichgewicht wieder gefunden haben. Aber — ich kann es dir nicht ersparen — glaube mir: die Gräfin hat das Gleichgewicht ihrer Seele wiedergefunden. So ruhig, so gelassen blickt keine, spricht keine; so freundlich und gütig lächelt keine, in deren Herzen nach dem Sturm der Leidenschaft der Friede nicht wieder eingekehrt ist. Ich bitte die Götter, er möge nicht, er möge nie wieder gestört werden. Wenn du Lili wahrhaft geliebt hast, du kannst kein anderes Gebet haben.

Und auch kein anderes, wenn du sie, wie ich wohl annehmen muß, noch liebst.

Der Graf hat mich in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit aufgefordert, ihn zu besuchen, so oft es meine Zeit erlaubt. Ich werde natürlich Folge leisten und dann auch wohl Gelegenheit haben, die Gräfin von Zeit zu Zeit zu sehen. Du sollst von allem getreulich unterrichtet werden, vorausgesetzt, daß es nicht Nahrung für deine Wunde ist. Dann um keinen Preis. Fordert sie doch ohnedies die ganze Heilkraft deiner starken Natur heraus!

P. S. Ich vergaß zu erwähnen, daß, als der Diener mich über den Flur bis an die Thür begleitete, die alte Brigitte an mir vorüberkam. Sie wußte

offenbar von meiner Anwesenheit in Wien nichts; denn sie sah mich so erstaunt, ja erschrocken an — warum das letztere, weiß ich nicht —, daß sie meine Begrüßung kaum erwiderte. Ich kann die Alte nicht leiden. Sie hat sich mit ihren Durchstechereien einen schlechten Dank um euch verdient. —

* *
*

Als Roderich den Brief zu den anderen gelegt und bereits nach dem folgenden griff, fiel ihm erst ein, daß er die Stelle enthielt, nach welcher er gesucht: die Stelle, in der von dem wiedergewonnenen Seelenfrieden Lilis so emphatisch gesprochen wurde. Und hatte jetzt über sie weggelesen, als ob ihm nicht, da er sie zum erstenmal las, das Herz fast gesprungen wäre vor Jammer und Zorn! Warum auch nicht? In dem, was noch restierte, stand ja mehr von der bitter herzkränkenden Sorte! Warum es überhaupt noch einmal lesen? Weil er damit aufräumen wollte einmal und für immer; es aus seiner Seele haben wollte, wie die Kugel, die man ihm aus der zerschmetterten Schulter geschnitten hatte! Die Seelenoperation würde radikaler sein als die an seinem Leibe. Verflucht wollte er sein, wenn nach fünf

Jahren die Schmerzen im Herzen noch so wühlten, wie jetzt wieder im Arm, daß er schon wiederholt seine ganze Willenskraft hatte wachrufen müssen, um nicht aufzuspringen, nach dem Schrank zu eilen und —

Vielleicht nachher! nachher! Erst wollen wir mit diesem hier zu Ende kommen. Wieviel sind's denn noch? Eins — zwei — drei — vier! Wie sauer er sich's hat werden lassen! Es sind doch immer nur die allerbesten Freunde, die einen durch solche Liebesdienste zu ewigem Dank verpflichten! Warum er nur in die Diplomatie gegangen ist? Er hätte als Bußprediger Furore gemacht. Also weiter in die Kapuzinade! Es wird immer lustiger. So gewiegte Leute sparen sich ihre besten Trümpfe stets bis zum Schluß auf.

Wien, 12. November.

Also das die Wirkung meines letzten Briefes! Weniger als je bist du gesonnen, von Lili zu lassen, wie du ebenso überzeugt bist, daß sie nicht von dir lassen kann und wird!

Ja, lieber Freund, da muß ich dann freilich, wenn keine schmerzlosen Medikamente mehr anschlagen, zu Eisen und Feuer meine Zuflucht nehmen. Sie werden ihr Werk etwas rauh thun. Der Himmel

weiß, wie gern ich dich schonte; aber du läßt mir keine Wahl.

Ich hatte heute einen offiziösen Besuch bei dem Grafen zu machen. Er hat zwar die Geschäfte selbstverständlich noch nicht wieder übernehmen können, aber meinem Chef war daran gelegen, seine Meinung in einer gewissen Angelegenheit zu erfahren, mit deren Details ich dich nicht behelligen will. Wir besprachen die Sache, wobei der Graf eine Klarheit und Weite des politischen Blickes an den Tag legte, die ich ihm nicht zugetraut hatte. Er ist darum vielleicht noch immer kein großer Staatsmann; aber, wie im Leben, so in der Staatskunst triumphiert der ehrliche Wille, sich ins Rechte zu denken, oft über den glänzenden Geist, dem es weniger um die Sache zu thun ist als um das Vergnügen, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten.

Da ich es eilig hatte, wieder zum Chef, der nach Berlin depeschieren mußte, zurückzugelangen, entschuldigte ich mich, wenn es mir heute nicht möglich sei, der Frau Gräfin meine Aufwartung zu machen.

„Ich fürchte, sie würde Sie auch nicht empfangen können", sagte der Graf.

„Doch nichts Ernsthaftes hoffentlich?"

„Die Aerzte versichern mich, daß durchaus kein

Grund zur Besorgnis vorliegt. Indessen sie haben für einige Zeit die möglichst große Schonung empfohlen, und die Gräfin wird wohl auf Wochen an die Chaiselongue gebannt sein, auf der Sie sie, glaube ich, schon neulich fanden."

„Es ist lästig, freilich, dieses Chaiselongue-Regime. Aber gerade junge Frauen, denen man von Herzen das freieste Leben gönnt, kommen wohl einmal in die Lage, es über sich ergehen lassen zu müssen."

Ich schwöre dir, Roderich, ich dachte, als ich es mit einem zerstreuten Lächeln sagte, nicht auf tausend Meilen an die Möglichkeit, mich einer Indiscretion schuldig gemacht zu haben. Wie hätte ich daran denken können mit dem alten Mann da vor mir! dem Bilde greisenhafter Schwäche!

Und plötzlich erstarb mein albernes Lächeln: der Graf sah mich mit einem so sonderbar fragenden Blick an! Mein Gott! konnte es denn sein? Und dann machte mein Herz einen Sprung bei einem schlimmen Gedanken, der mir in demselben Moment durch das Gehirn zuckte, und den ich nicht niederzuschreiben wage. Warum auch hast du mir das abscheuliche Gedicht geschickt, das zügellose, phantasievergiftende? Auf den Knien bitte ich dem Engel von Frau den schändlichen Gedanken ab. Nein, mein

Freund, und schwöre eine Welt: die Geschichte des Gedichtes ist die deines Freundes und der Gräfin während der Tage in Venedig — gegen die ganze Welt würde ich's verfechten: Lug und Trug ist's und schimpflichste Verleumdung! Nein! und tausendmal nein! Möglich, daß ihr eine gemeinschaftliche Lagunenfahrt „in einer Gondel" gemacht habt; und Mondschein und ein bißchen Mondscheinschwärmerei mag auch dabei gewesen sein. Aber diese Frau ist kein lüsternes, venetianisches Dämchen, die, wenn die Sterne flimmern und ihr der leichte Sinn danach steht, die Kappe über die Dächer wirft. Und du, mein Freund, wärst der letzte, die Ehre einer schutzlosen Frau, die Ehre eines ehrwürdigen Greises, die eigene Ehre der Wallung eines heißen Blutes zu opfern — —

Ich rede ja nur von Möglichkeiten. Der sonderbare Blick des Grafen hat vielleicht etwas ganz anderes sagen wollen. Aber, so oder so, ich halte an einer Vermutung fest, in welcher mich die Situation der Gräfin bestätigt und mehr, viel mehr: der Ausdruck, den ich neulich in ihrem holden Gesicht beobachtet und dir zu schildern versucht habe. Und den ich heute als den Wiederschein der Dankbarkeit bezeichnen möchte, welche die Menschenseele durchsonnt, wenn sie ein

langersehntes legitimes Glück nun endlich in Erfüllung gehen sieht.

Mein armer, armer Freund, ich weiß für die brennende Wunde, die ich dir schlagen muß, keinen anderen Balsam als unseres großen Dichters wehmütig-trotziges Wort: „Ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blütenträume reiften?“ Es war ein holdester Blütentraum, zu hold, als daß er hätte reifen können. Und längst, wenn der Lenz für alle Welt wieder eingezogen, wird es noch winterlich um dein Herz sein. Ich will dich auch nicht mit dem banalen Trost beleidigen, daß die Zeit alle Wunden heilt. Ist es doch nicht einmal für die körperlichen wahr. Oder kann man eine Wunde geheilt nennen, in welcher, wie in der deinen, bei jedem jähen Witterungswechsel, jeder heftigen Gemütsbewegung grausame Schmerzen rumoren, der man in besonders schlimmen Fällen nur mit dem entsetzlichen Morphium Herr werden kann? Aber nicht wahr, Liebster, nur in den schlimmsten Fällen, zu denen wohl sicher der Empfang eines Briefes wie dieser gehört.

Ich bitte dich: antworte mir bald! Man ist es einem ehrlichen Boten schuldig, ihm zu zeigen, daß

man ihn von seiner herzkränkenden Botschaft zu trennen weiß.

Wien, 17. November.

Seit gestern schon könnte deine Antwort auf meinen letzten Brief hier sein, wenn du, wie ich dich doch so dringend bat, sofort geschrieben hättest. Wärst du wirklich weniger großmütig, als wofür dich zu halten ich tausend Gründe zu haben glaubte? Aber das kann nicht sein. Du bist krank, kannst nicht schreiben. So sollte ich denn vielleicht mit dem, was ich heute zu melden habe, zurückhalten. Nur daß mir ein dunkles Gefühl sagt: es ist besser, du bleibst, krank oder gesund, über die Lage der Dinge hier unterrichtet, wie völlig du auch außer stande bist, nur das mindeste daran zu ändern.

Gestern abend ist eine alte Frau in meiner Wohnung erschienen. Nach der Schilderung meines Dieners kann es niemand anders gewesen sein als Dame Brigitte, die vertraute Kammerfrau der Gräfin. Sie hat gesagt, daß sie mich unbedingt sprechen müsse; wann ich zu sprechen sei? Jean hat ihr die Mittagsstunde heute zwischen zwölf und ein Uhr genannt. Die Stunde ist vorüber. Sie ist nicht gekommen. Möglicherweise hat sie nicht kommen können.

Ich weiß nicht, ob ich diesen Versuch der Frau,

mich zu sprechen, mit einem anderen Ereignis richtig kombiniere. Während sie mich vergeblich suchte, war ich im Klub, wo ich zum erstenmal Marquis d'Orgebac von der französischen Botschaft traf. Ich kenne ihn von der Pariser Zeit her sehr gut; er ist auch ein guter Bekannter des Grafen, ebenfalls von Paris her. Natürlich kamen wir auf den Grafen und die Gräfin zu reden. Er erwähnte dabei — erschrick nicht, Liebster! —, daß er dich und die Gräfin zusammen in Venedig gesehen habe; allerdings nur ein einziges Mal, auf dem Markusplatz, ziemlich spät abends — was in seinem Munde ungefähr ein Uhr morgens heißt — bei Gelegenheit, ich weiß nicht, welches Festes. Ich äußerte, ohne mich in chronologische Details einzulassen, meinen bescheidenen Zweifel an dem Faktum; und glaubte das wohl thun zu können, da, wenn er auch die Gräfin natürlich sehr gut kennt, du ihm doch jedenfalls völlig fremd bist. Er gab das letztere zu. Dennoch sei ein Quiproquo völlig ausgeschlossen: ein Herr von Malten, der in seiner Begleitung gewesen, und der dich Dutzende von Malen in Berliner Gesellschaften getroffen, habe ihn speciell auf dich aufmerksam gemacht. Herr von Malten hatte noch einige Details aus deinem Leben hinzugefügt — er scheint während der Campagne wiederholt in deine Nähe ge-

kommen zu sein —, die der Marquis mir wiederholte, vermutlich mich zu überzeugen, daß sein Freund durchaus der Mann gewesen sei, dich zu rekognoscieren.

Nun erinnerst du dich; der Graf hatte mich gleich bei meinem ersten Besuch gefragt: wann ich mit dir in Mailand zusammengetroffen, und daß ich ihm ein Datum genannt, welches die Möglichkeit deiner Anwesenheit in Venedig zur Zeit des Aufenthalts der Gräfin ausschloß, vorausgesetzt, wir hatten uns nachträglich nicht wieder getrennt. Und in der That — ich glaube, ich habe das in der betreffenden Relation des Besuches zu erwähnen vergessen — hatte er eine diesbezügliche Frage an mich gestellt, die von mir im Sinne der Unzertrennlichkeit lebhaft beantwortet worden war.

Du magst dir denken, wie peinlich ich es empfand, mich so in eine Unwahrheit verstrickt zu sehen, die denn doch ein böser Zufall an den Tag bringen konnte; und wie ernstlich ich erschrak, als der Marquis lachend fortfuhr:

„Uebrigens ist es merkwürdig für mich, meine unschuldige Notiz des Zusammentreffens mit Ihrem Freunde in Venedig nun bereits zum zweitenmal ob ihrer Richtigkeit angezweifelt zu sehen. Auch der

Graf, dem ich gestern meine Aufwartung machte, und mit dem ich zufällig darauf zu sprechen kam, erklärte, daß hier ein Irrtum obwalten müsse; er wisse auf das bestimmteste, daß Baron W. in jenen Tagen nicht in Venedig gewesen sei. Der Graf werde lachen, wenn er ihm bei nächster Gelegenheit das Kuriosum mitteile."

Ich gestehe, ich hatte nicht den Mut, ihn zu bitten, das lieber zu unterlassen. Es hätte den jungen Mann nur stutzig gemacht, während jetzt zu hoffen steht, daß er auf eine Sache, die ihm ja im übrigen völlig irrelevant sein muß, nicht wieder zurückkommt. Dennoch — ich bin für meinen nächsten Besuch beim Grafen nicht ohne eine Sorge, die du mir nachfühlen wirst. Hätte mich doch nur die Brigitte zu Hause getroffen! Daß sie heute noch vorspricht, ist nicht mehr anzunehmen. Es ist bereits zwei Stunden über die ihr von Jean gesetzte Zeit. Ich muß auf die Botschaft und dieser Brief auf die Post.

Wien, 17. November.

Bereite dich auf etwas Unliebsames vor, wenn du diesen Brief zu lesen beginnst, den ich noch an demselben Abend schreibe, und der vielleicht noch mit dem von heute nachmittag zusammen bei dir eintrifft.

Soeben geht die alte Brigitte von mir.

Ich hatte heute abend bei Prinz R. sein sollen. Eine Ahnung sagte mir, daß die Brigitte nicht bis morgen warten, sondern bereits noch heute wiederkommen werde. So schrieb ich denn gleich vom Klub ein Billet, in welchem ich mich mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigte, und fuhr direkt nach Hause. Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Die Alte war bereits seit einer halben Stunde da. Mein Diener hatte ihr gesagt, daß ich bestimmt gegen neun Uhr kommen würde, mich zur Gesellschaft umzukleiden. So erwartete sie mich in fiebernder Angst: sie habe sich heimlich aus dem gräflichen Palais weggestohlen; ein längeres Ausbleiben würde unvermeidlich entdeckt werden.

Die alte Frau war in der größten Aufregung, am ganzen Leibe zitternd, kaum im stande, vernehmlich zu sprechen. Ich ließ sie ein Glas Madeira trinken, das dann ihren Kräften so weit wieder aufhalf. Leider ist es ja die Art dieser Leute, fortwährend von der Hauptsache abzuschweifen, um so weiter, je wichtiger die Sache ist und je knapper die Zeit, die sie für ihre Mitteilung haben. Du mußt schon verzeihen, wenn ich, um nicht in denselben Fehler zu verfallen, nach keinen Verschleierungen der Thatsachen suche.

Die unglückliche Schwatzhaftigkeit des Marquis hat die von meinem ahnenden Gemüt erwarteten bösen Früchte getragen. Der Graf hat offenbar, trotz des Anscheins vom Gegenteil, die Richtigkeit seiner Angabe, dich zwischen dem 20. und 27. September in Venedig gesehen zu haben, von Anfang an nicht in Zweifel gestellt. Es ist mir unerfindlich, weshalb er nun alsbald seine Schwester, die Comtesse, ins Vertrauen gezogen hat. Wollte er nun durch sie sich die Thatsache von der Gräfin bestätigen lassen, wie man fast annehmen muß, so hätte er eine schlimmere Vermittlerin nicht wählen können.

Um das Folgende, so empörend es bleibt, wenigstens zu begreifen, mußt du wissen — was auch ich eben jetzt erst durch die Brigitte erfahren habe —, daß die alte Comtesse bereits bei der Schließung der gräflichen Ehe Gift und Galle gespien hat, weil ihr Bruder, wenn er in seinen Jahren denn doch noch heiraten wollte, statt des armen jungen Freifräuleins die von ihr protegierte steinreiche verwitwete Gräfin Gisela Osten hätte heimführen sollen. Sie ist dann auch jeder persönlichen Berührung mit der jungen Frau sorgsam aus dem Wege gegangen, selbst bei der Hochzeit nicht zugegen gewesen, so daß sich die Damen faktisch jetzt, als sie den Bruder zu pflegen

kam, zum erstenmal gesehen haben. Nun, es scheint, daß Bruderliebe eben auch blind ist, sonst hätte der Graf sie wohl auf ihrem einsamen böhmischen Schlosse sitzen lassen, die alte Hexe. Nach Brigittes Schilderung ist sie eine richtige, die mit Argusaugen in jeden Winkel des Hauses, hinter jede Falte späht, keine Müdigkeit kennt, Tag und Nacht auf den langen Beinen ist und die arme Lili nur, um nach dem Bruder zu sehen, auf Minuten allein läßt, obgleich sich die Damen schlechterdings nichts zu sagen haben, und Stunden vergehen, ohne daß zwischen ihnen ein Wort gewechselt wird.

Woher Brigitte das letztere weiß, ist insofern unerklärlich, als sie behauptet, seit der Ankunft der Comtesse aus der Nähe ihrer jungen Herrin verbannt zu sein.

Wie es sich nun damit auch verhalte, heute, als der Graf die Comtesse hat zu sich rufen lassen und sie die Gräfin allein weiß, will sie sich zu ihr schleichen. Im Begriff, aus dem Schlafzimmer, in das sie durch eine Nebenthür vom Korridor aus gelangt ist, das Boudoir der Gräfin zu betreten, hört sie bereits die Comtesse zurückkommen. Sie hat eben nur noch Zeit, hinter die Portiere zu flüchten, wo sie in bebender Angst regungslos stehen bleibt und

so aus nächster Nähe, wenn nicht Augen-, so doch Ohrenzeuge der abscheulichen Scene werden muß.

Die Comtesse kommt hereingestürmt, rennt ein paarmal durch das Gemach, wirft sich in einen Fauteuil und ruft in brutalem Ton: „Mein Bruder erfährt soeben, daß Baron W., den Sie bereits von Montreux her kannten, zu gleicher Zeit mit Ihnen in Venedig gewesen ist. Ist das wahr?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Keine Winkelzüge, wenn ich bitten darf? Es handelt sich darum, ob Sie mit ihm zusammen gesehen sein können."

„Hat der Graf Sie zu mir geschickt, mir diese Frage vorzulegen?"

„Allerdings."

„Und in diesem Ton?"

„Der Ton thut nichts zur Sache."

„Doch. Ich bin nicht gewohnt, daß in diesem Ton mit mir gesprochen wird."

„Ich werde in einem noch ganz anderen mit Ihnen zu sprechen haben."

„Dann jedenfalls ein anderes Mal. Für jetzt ersuche ich Sie, mich allein zu lassen."

„Sie weisen mir die Thür? Sie, die mein verblendeter Bruder so gut wie von der Straße aufge-

lesen hat? Um sich mit Ihnen eine Frau ins Haus zu nehmen, die nicht weiß, was Anstand und Sitte ist? seine Güte, seine Langmut in schnöder Weise ausbeutet? hinter seinem Rücken, vor seinen Augen sogar, mit fremden Männern kokettiert, immer natürlich mit der scheinheiligen Miene — das einzige, was man im Kloster gelernt hat —? die Frechheit endlich so weit treibt, sich mit ihrem Galan in einer fremden Stadt ein Rendezvous zu geben, während der Gatte hundert Meilen weit entfernt ist? Wo wollen Sie hin?"

„Zu meinem Gatten."

„Ah!"

Hier hat Brigitte gehört, wie sich die Gräfin vom Sofa erhoben und die Comtesse ihr wohl den Weg nach der Thür vertreten hat, rufend:

„Sie wissen, daß Sie sich nicht bewegen dürfen; daß die Aerzte es streng verboten haben; daß es Ihr Tod sein kann!"

„Und wenn es mein Tod ist, ich will zu meinem Gatten."

„Freilich! dem kann man ja alles vorreden. Der gute Mann glaubt ja alles. Der glaubt am Ende auch —"

Hier kommt eine solche Infamie, daß ich keine

Feder habe, sie niederzuschreiben, und nur inbrünstiglich hoffe, der Teufel, wenn er sie einmal in seinen Klauen hat — was ja bloß eine Frage der Zeit ist —, werde dem bösen Weib, das im stande war, sie über die schändlichen Lippen zu bringen, dafür ein Extrafeuer anheizen lassen.

Dann ist die Gräfin aus dem Zimmer gewesen, in welchem die Megäre unter greulichen Verwünschungen noch ein paar Minuten auf und ab stampft, um es dann auch zu verlassen, die Thür krachend hinter sich zuschlagend.

Die alte Brigitte ist nun aus ihrem Versteck hervorgehuscht, entschlossen, auch wenn das Ungetüm wieder hereinbrechen sollte, die Rückkehr der Gräfin abzuwarten.

Sie weiß nicht, wie lange sie so allein gewesen ist — eine halbe Stunde, meint sie; es könne auch länger gedauert haben.

Dann ist die Gräfin zurückgekommen, sehr bleich, aber völlig ruhig; nur ihre Hände seien eiskalt gewesen. Sie hat sich von der Alten wieder auf das Sofa legen lassen nnd so still dagelegen, den Blick nach oben gerichtet, bis sie sich nach der Getreuen, die, ohne eine Frage zu wagen, still vor sich hin schluchzt, wendet und lächelnd sagt:

„Weshalb weinst du denn? Ich habe mich mit dem Grafen ausgesprochen. Es ist alles gut zwischen uns. Die Comtesse wird morgen abreisen, ohne daß ich sie vorher noch einmal zu sehen brauche.“

Die Alte hat vor Freude die Stelle, wo unter dem Shawl die Hände der Gräfin lagen, geküßt. Als sie den Kopf wieder emporrichtet, sieht sie zu ihrem Schrecken, daß die Gräfin ohnmächtig geworden ist.

Die Ohnmacht ist sehr schwer gewesen. Man hat nach dem Arzt schicken müssen, der dann noch längere Zeit gebraucht hat, bis er — vermutlich mit Anwendung heroischer Mittel — des Anfalles Herr geworden.

Seitdem ist der Zustand der Gräfin wie vor der greulichen Scene. Sie hütet wieder ihre Chaiselongue, spricht sehr wenig; scheint aber völlig ruhig und hat für die jetzt wieder in ihre früheren Rechte eingetretene Alte jederzeit ein freundliches Lächeln.

Die Comtesse ist programmmäßig heute morgen abgereist.

Dies der Inhalt der kaum halbstündigen Unterredung mit Weglassung von allem, was nicht unmittelbar zur Sache gehört. Ich ließ dann, die Zeit abzukürzen, einen Wagen für die alte Frau

holen und schreibe dir nun dies in — wie ich dir gestehen muß — völliger Ratlosigkeit.

Weshalb ist die Brigitte zu mir gekommen? was hat sie von mir gewollt? Ich habe sie selbstverständlich nicht einmal, sondern wiederholt danach gefragt, ohne eine befriedigende Antwort aus ihr herausbringen zu können. Ob sie im Auftrag der Gräfin bei mir sei? — Nein. — Ob sie selbst wünsche, daß ich dir Mitteilung von dem Vorgefallenen mache? — Ich möge es damit halten, wie ich es für gut befände. — Ob die Gräfin wisse, daß der Graf mich nach dir gefragt habe, und was ich darauf geantwortet? — Sie könne es nicht sagen.

Ich muß annehmen: hier ist denn doch der springende Punkt. Ohne Zweifel ist in der Unterredung der Gatten die Sache zur Sprache gekommen, und die Gräfin hat zu ihrem Schrecken erfahren, daß ich — nun ja! — daß ich gelogen habe. Sie will mir die Beschämung ersparen, mich noch weiter in das Lügengewebe zu verstricken, und hat mir das durch die Brigitte insinuieren wollen. Ich bin ihrer Güte deshalb nicht weniger dankbar, weil ihr ja selbst daran gelegen sein muß, daß durch mein Benehmen kein falsches Licht auf eine Angelegenheit

fällt, über die sie sich mit dem Gemahl, wie sie selbst sagt, vollkommen ausgesprochen hat.

Wie ich mich aus der heiklen Affaire ziehe, weiß ich freilich nicht; aber das steht in zweiter Linie.

Für mich ist die Hauptsache: die doch möglicherweise recht üble Nachwirkung deines tollen Streiches, nachdem er nun einmal aus seinem bisherigen Geheimnis ans Licht gezogen war, ist durch die Bravheit der Gräfin paralysiert worden; die für einen Moment getrübte Entente der Gatten wieder hergestellt.

Das ist das eine.

Und das andere?

Ja, lieber Freund, wenn du, wie ich aus einigen Aeußerungen deiner Briefe schließen muß, dich trotz alledem mit schmeichlerischen Plänen für die Zukunft getragen hast — Plänen, in denen die Gräfin eine große, dich beglückende Rolle spielte —, so hat jetzt die Natur selbst ein strenges Veto gesprochen, gegen das ein Appell nicht existiert.

In deinem Interesse, im Interesse der Gräfin kann ich nicht anders als mich freuen, daß es so gekommen. Es ist, gebe ich zu, ein leidlich prosaischer Ausgang eines Verhältnisses, dem es an Poesie wahrlich nicht gefehlt hat. Aber ich war

immer der Meinung, die Poesie gehört in die Bücher und nicht in das Leben, für das nun einmal andere Gesetze gelten, die man respektieren muß, soll der durch so viel tausendjährige Arbeit geschaffene Kosmos der Gesellschaft nicht in das alte Chaos zurücksinken.

Nenne mich deshalb meinetwegen einen Philister; aber behalte mich ein wenig lieb!

Ich schmeichle mir, es um dich verdient zu haben.

Wien, 18. November.

Soeben komme ich vom Grafen — leichteren, viel leichteren Herzens, als ich gegangen bin. Die Wolken fangen an, sich zu zerstreuen. Ich würde sagen: der Himmel sei vollkommen heiter, wenn nicht du es wärst, dem ich es sagte — du, dem die Sonne des Lebens wohl noch auf lange Zeit verschleiert bleiben wird, ja, der sicher behauptet, sie werde ihm nie wieder scheinen. Das nun liegt, wie die frommen Griechen sagten: auf den Knien der Götter. Lassen wir es da geruhig liegen! Sie sehen mit den unsterblichen Augen weiter als wir. Pfuschen wir ihnen mit unseren kurzen Sinnen nicht in ihr göttliches Handwerk!

Also: ich fuhr zum Grafen — heute nachmittag

zwischen fünf und sechs Uhr — die Stunde, von der er mir gesagt hat, daß er immer für mich zu sprechen sei. Als ich aus meinem Coupé stieg, war der Sanitätsrat Herzinger — Pardon: von Herzinger! — gerade im Begriff, in das seine zu klettern. Der Sanitätsrat, mußt du wissen, ist der Arzt der upperst thousand in Wien, speciell in Damensachen. Ich habe ihn hier im Klub kennen gelernt, dessen sehr beliebtes, stets mit einem Bonmot ausgerüstetes, als Oberpriester der eleusinischen Geheimnisse der Residenz hochverehrtes und vielbeneidetes Mitglied er ist. So war es selbstverständlich, daß ich ihn zuerst nach dem Befinden der Gräfin fragte. Da das Lächeln, mit dem er seine Antwort: „den Umständen nach vortrefflich" begleitete, nichts Ueberraschendes mehr für mich hatte, lächelte ich verbindlich zurück. Hielt er nun meine Intimität mit der gräflichen Familie für größer, als sie schließlich in Wirklichkeit ist, und fühlte sich infolgedessen mir gegenüber nicht unter dem Druck der obligaten Diskretion; oder, wie ich aus meiner späteren Unterredung mit dem Grafen beinahe schließen möchte, hatte man ihn von dieser Diskretion entbunden — genug, mich am Paletotknopfe festhaltend, fuhr er in vertraulichem Tone fort: „Ein ungeheures Glück,

Verehrtester! Denken Sie: nach drei Jahren! Das kolossale Vermögen, das sonst an Seitenverwandte gefallen wäre!"

„So darf man, wenn es sich schicklich macht, dem Herrn Grafen gratulieren?"

„Zum Kondolieren ist wahrhaftig keine Veranlassung. Mindestens nicht mehr seit heute."

„Weshalb seit heute?"

„Verehrtester! irren ist menschlich, und wir Aerzte sind, so zu sagen, auch nur Menschen. So habe ich mich wohl gehütet, mit meiner Weisheit herauszurücken, bis ich meiner Sache ganz sicher war. Weshalb dem alten Herrn mit einer Hoffnung schmeicheln, an deren Realisation er selbst nicht glaubte — er am wenigsten! ja, deren Insinuation er zurückwies, als enthielte sie für ihn eine Beleidigung! Noch gestern! Aber heute triumphiert die Wissenschaft und ihr ergebenster Diener. ‚Ihr' groß und klein geschrieben! Eine Doublette! ha! ha!"

Damit hüpfte der witzige Herr in seinen Wagen. Ich stand noch eine Minute, in Nachdenken versunken. Also des Grafen neuliche Aeußerung über das Befinden der Gräfin und der sonderbare Blick, mit dem er meine ungewollt indiskrete Phrase erwiderte, hatten wirklich eine schwerwiegende Neben-

bedeutung für ihn nicht gehabt, und ich blindes Huhn hatte das richtige Korn sofort gefunden! Ein ungeheures Glück, hatte der Sanitätsrat gesagt. Freilich! Und das eine gewisse Entdeckung nicht trüben würde, zu welcher dem Grafen just in den letzten Tagen die Schwatzhaftigkeit des Marquis verholfen hatte?

Hier nun hätte ich am liebsten kehrt gemacht; aber das empfand ich als eine Feigheit, unwürdig eines braven Freundes und Korrespondenten.

Ich trat in das Palais, ließ mich melden und wurde sogleich vorgelassen.

Dasselbe Gemach, dieselbe Situation wie die anderen Male, und was mir das Herz wohl noch schwerer machte, ein besonders freundlicher Empfang. Warum ich mich so lange — notabene seit sechs Tagen! — nicht habe sehen lassen! Man sei einem alten kranken Mann doch vielleicht eine Extrarücksicht schuldig. — Natürlich protestierte ich gegen die beiden Epitheta, die er sich beigelegt: ich fände ihn heute so viel wohler und kräftiger aussehen — was nebenbei keineswegs der Fall war —, und was das Altsein anbetreffe — Hier brach ich ab und erwähnte in dem Tone jemandes, dessen Gedanken einen unwillkürlichen Sprung machen, daß ich vor dem Portal

dem Sanitätsrat begegnet sei. Nun geschah, was ich erwartet hatte: der Graf lächelte zerstreut, worauf ich mir erlaubte, ihm die linke Hand, neben der ich saß, sanft zu drücken.

Zu meinem Erstaunen hielt er meine Hand fest, und mein Erstaunen wich einem gelinden Gruseln, als er, die alten guten Augen für einen Moment auf die meinen heftend, der ich, sicher, daß der gefürchtete Moment jetzt gekommen sei, mit rührender Unbefangenheit den Blick erwiderte, in leisem Tone anhob:

„Sie haben sich, lieber Freund, neulich in der Angabe eines gewissen Datums, nach dem ich Sie fragte, geirrt. Dergleichen kleine Irrtümer sind begreiflich, will sagen: entschuldbar, vielleicht obligatorisch, wenn man in sie zu Gunsten eines lieben Jugendfreundes verfällt. Nur daß leider die Welt so bedenklich klein und in der kleinen Welt die Akustik so unbequem groß ist!“

Damit hatte er meine Hand losgelassen.

Ich war entschlossen gewesen, im gegebenen Falle nichts mehr abzuleugnen. Daß mir die Ausführung des Entschlusses so leicht gemacht werden würde, hatte ich freilich nicht erwartet.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, Herr Graf," fing ich an, „daß Sie mir meine kleine —"

„Vergeßlichkeit," schaltete er ein. Ich hatte „Notlüge" sagen wollen; verbeugte mich und fuhr fort:

„— nicht nachtragen. Seien Sie versichert, sie hat mich tief genug gereut."

„Aber, lieber Freund," erwiderte er, freundlich abwehrend, „Sie nehmen die Sache wirklich zu tragisch. Wir sind, wie verschieden auch an Jahren, doch beide Männer von Welt! Was ist denn geschehen, das in der Welt — der Welt, in der wir leben — nicht alle Tage vorkommt? Ein junger Mann findet eine junge schöne Frau liebenswürdig und verliebt sich ein wenig in sie. Meinetwegen: ein wenig stark. Ich habe das in meinen jungen Jahren auch durchgemacht und nichts dagegen gehabt, wenn die betreffende schöne junge Dame mich nicht abscheulich fand. War sie verheiratet, so wurde die Affaire darum gewiß nicht weniger interessant. In jedem Falle folgt man ihren Spuren, ist von ihrem Gruß beglückt. Nun, und sie — wofür ist man denn jung und schön! — fühlt sich deswegen nicht unglücklich, kommt dem Anbeter entgegen, soweit es der Etikette enggezogene Grenzen verstatten,

thut auch vielleicht einmal einen Schritt über diese Grenzen hinaus."

Das alles hatte der Graf in einer leichten Manier, die mich bei ihm als ganz fremdartig berührte, im Salonplauderton, möchte ich sagen, gesprochen. Jetzt wischte er sich mit der weißen zitternden Hand über die Augen, und der Mann, der nun weiter sprach, war wieder der, den ich kannte.

„Einen Schritt über diese Grenzen hinaus. Was heißt denn das? Ich bin nie ein Libertin gewesen, aber stets geneigt, mich in dem Kampfe zwischen Natur und Etikette — sagen wir meinetwegen Sitte; es kommt in tausend Fällen auf dasselbe heraus — auf die Seite der Natur zu schlagen. Man zwängt sie ein, knebelt sie und wundert sich dann, wenn sie in ihrer Verzweiflung sich aufbäumt und die Bande zerreißt. Und wohl gar, hat sie sie zerrissen, das nicht als ihr gutes Recht betrachtet, sondern sich von einer ungesunden, in der Maßlosigkeit ihrer Prätensionen schwelgenden Hypermoral einreden läßt, sie habe ein todeswürdiges Verbrechen begangen. Erinnern Sie sich einer Unterhaltung, die wir in Montreux über dasselbe Thema hatten, und bei der Ihr Freund mir völlig aus der Seele sprach, während die Gräfin —"

Es war mir peinlich, die Erregung zu beobachten, in welche sich der alte Herr hineingesprochen hatte; um so peinlicher, als ich zu bemerken glaubte, daß er zugleich von heftigen physischen Schmerzen gequält wurde. Ich versuchte abzulenken; er aber fuhr, ohne darauf zu achten, jetzt fast leidenschaftlich redend, fort:

„Mich durchläuft immer ein Schauder, wenn ich dergleichen drakonische Maximen formulieren höre und mir dabei sagen muß: Ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Wirklichkeit dich beim Wort nimmt? Und willst du, armes Geschöpf, das nichts verbrochen hat, als der Natur gefolgt zu sein, dich einem zelotischen Gesetz zum Opfer bieten? Und sehen Sie, dieser Fanatismus der moralischen Rigoristen erzeugt dann wieder, als notwendigen Gegensatz, bei den Mildgesinnten eine Denkungsart, die an Schwäche grenzt, vielleicht Schwäche ist. Es wurde damals auf den Herrn exemplifiziert, der der Sünderin vergab. Die Gräfin nannte diese Vergebung ein Wunder. In ihren Augen muß es eines sein. In ihren Augen ist da etwas geschehen, das durch nichts gesühnt werden kann. Aber wenn er sich jemals als des Menschen Sohn bewährte, so war es in dem Augenblicke, als er nicht dulden wollte, daß man ein armes Weib steinigte, weil — weil —“

Ich erschrak aufs heftigste. Bei den letzten Worten war er in Thränen ausgebrochen, die er hinter der vorgehaltenen gesunden Hand vergebens zu verbergen suchte. Plötzlich sank er in den Stuhl zurück, sehr bleich, offenbar mit einer herannahenden Ohnmacht kämpfend. Ich sprang nach der elektrischen Klingel, worauf denn zu meinem Glück alsbald der alte Kammerdiener erschien, dem ich den kranken Herrn überlassen mußte, da ich hier beim besten Willen nicht hätte helfen können.

Das war das Ende einer Scene, die eines Kommentars zu bedürfen scheint und doch für mich so völlig verständlich ist. Die Erregung des Grafen war die Nachwirkung der schändlichen Insinuationen, mit denen ihn die Megäre von Schwester sicher nicht verschont hat. Sie ist ihm — nicht mit Unrecht — die Repräsentantin der Welt, die das Strahlende zu schwärzen liebt. Und er schaudert bei dem Gedanken, von dem Schmutz könne ein Tropfen auf das reine Gewand seiner jungen Gattin spritzen.

Nur daß er in seiner Sorge vergißt, wie hoch sie und er über der Gemeinheit thronen. Ich möchte den sehen, der bei Erwähnung des freudigen Ereignisses, das dem gräflichen Hause bevorsteht, auch nur mit der Wimper zu zucken wagte — —

Während ich das Geschriebene überlese, wird mir peinlich klar, was ich all die Zeit dunkel empfand, daß ich dir, mein armer Freund, mit dieser Relation Schmerzen bereitet habe, im Vergleich zu denen alles körperliche Leid verschwindet. Und daß mein Bestreben, der Sache eine freundliche Seite abzugewinnen, verlorene Liebesmüh gewesen ist.

Aber Liebesmüh doch!

Das wolle bedenken, während vielleicht ein Wort der Verwünschung gegen den Peiniger dir auf den Lippen schwebt!"

* * *

Roderich hatte den Brief, den letzten, aus der Hand fallen lassen, vor sich hinstierend.

Ein Wort der Verwünschung! Ja, beim Himmel! Verwünscht seist du! Und verwünscht das Gaukelspiel der Liebe, mit dem uns ein Teufel narrt, bis er uns in seiner Hölle hat: in den Flammenqualen der Verzweiflung an dem, was uns einst heilig war; in dem Schlammpfuhle des Ekels an unserem entgötterten Dasein. Ah!

Er raffte die Briefe von dem Tischchen zusammen, von dem Boden auf, schleuderte sie in das Feuer

und lachte höhnisch laut, als das jetzt zu voller Glut entfachte sie gierig verzehrte.

Nun riß er an den Kleidern nach dem goldenen Medaillon mit ihrem Haar, das er seitdem beständig am Halse trug. Es wollte mit der Rechten allein nicht gelingen, und als er mit der Linken ungestüm nachhalf, zuckte der Schmerz durch seine kranke Schulter mit so wahnsinniger Gewalt, daß er laut aufschrie und weiter geschrien hätte, nur daß er fürchten mußte, der alte Christian oben möchte es hören und herabkommen. Und er konnte jetzt kein Menschenantlitz sehen.

So biß er denn die Zähne aufeinander und raste, leise wimmernd und stöhnend, durch das Gemach nach der Fensterthür, an deren Scheiben Guß auf Guß klatschte, während durch die Ritzen der Sturm höhnend pfiff; zum Kamin zurück, in dem die Flammen lustig knatterten, als würden sie von pausbäckigen Teufeln angeblasen, eine arme Seele darin zu peinigen. Und wieder hin zur Fensterthür; von der Fensterthür nach dem Kamin und — noch gab es ja ein Teufelsmittel gegen die Höllenqual!

Er hatte die Dosis doppelt so stark genommen als die stärkste je zuvor. Mochte kommen, was

wollte, und wär's der Tod! So hatte die Marter ein für allemal ein Ende.

Im Lehnstuhl, in den er sich wieder geworfen, halb sitzend, halb liegend, starrte er in die Flammen. Die Schmerzen rasten weiter. Er kannte das. Noch ein oder zwei Minuten; dann kam der Schlaf. Er würde heute lange währen, auch wenn es der Todesschlaf nicht war.

Und unterdessen wird das Feuer ausgehen. Wenn ich mir die Decke da vom Sofa holte!

Ebensogut hätte ich die Kraft, nebenan zu Bett zu gehen.

Und auf dem Deck eines Dampfers kann man doch nicht zu Bett gehen.

Nicht wahr, Georg, das mußt du einsehen, Skeptiker, wie du bist! Weshalb blickst du mich so sonderbar an? Ich habe wieder einmal das Teufelszeug im Leibe?

Ja! ja, ja! Und deshalb, meinst du, erscheint mir la petite Comtesse so schön. Da auf dem Hinterdeck sitzt sie zwischen den beiden Misses Crawford. Wunderlich! die blonden Misses so rot! und die dunkle Comtesse so bleich! So atemlos bleich muß die Prinzessin ausgesehen haben, die den Asra fragte nach seinem Namen, seiner Heimat, seiner

Sippschaft. Laß mich den Saum ihres Kleides küssen und sterben! Was geht der graue Gatte mich an? Seit wann ist es nicht mehr erlaubt, auf dem Deck eines Dampfers zu den Füßen einer schönen, jungen Frau zu sterben, der man rite vorgestellt ist? Da! die blonden Misses stehen auf — in the nick of time! Halte mir den alten Herrn hier vorn fest und nenne ihm alle Ortschaften am savoyischen Ufer, eine nach der anderen! Und wenn du fertig bist, fange von vorn an!

Ja, der Genfer See ist schön in dieser sonnigen Vormittagsstunde. Aber wissen Sie, gnädige Gräfin, was noch tausendmal schöner ist, und tausendmal tiefer und blauer? Das sind Ihre Augen. Ich darf es Ihnen nicht sagen — freilich! Aber denken darf ich es doch. Sie denken auch mancherlei, was Sie nicht aussprechen. Ich sehe es an Ihrem kleinen Munde, um den es manchmal so eigen zuckt, und noch mehr an der Stelle Ihrer Stirn — da zwischen den Augen. Sie glauben nicht, wie mich just diese Stelle fasciniert, daß ich wieder und immer wieder meinen Blick darauf wenden muß. Sie ist so seltsam breit, diese Stelle! Da können sich tausend und tausend Gedanken tummeln, bequemer als die tausend und tausend Engel auf der bewußten Nadelspitze.

Sie wollen schon hinein? Lassen Sie mich Ihnen ein Tuch aus dem Salon holen! Sehen Sie, da bin ich schon wieder. Excellenz und mein Freund sind noch eifrig bei ihrer Partie Pikett. Wir können ruhig ein Viertelstündchen hier auf dem Balcon weiter plaudern, bis das Abendrot von der Dent du Midi ganz verblichen ist. Wir sprachen von Ihrer Mädchenzeit. Ich möchte nur immer zuhören. Alles, was Sie sagen, ist so klug und sinnig und Ihre Stimme ist so sanft und süß — so unsäglich süß! Sie hatten nach dem Tode Ihrer Eltern nur den einen Wunsch: in ein Kloster gehen und Nonne werden zu dürfen. Ich könnte Sie mir wohl so denken: wie Sie den Kreuzgang dahergeschritten kommen, gesenkten Hauptes, die Augen tief niedergeschlagen, daß die seidenen dunklen Wimpern die zarte Wange fast berühren, den Rosenkranz in den weißen kleinen Händen. Oder zwischen den Beeten des Klostergartens. Die Morgensonne liegt wonnig auf den Hügeln drüben, während noch blaue Schatten im Thal träumen, durch das sich das Flüßchen zwischen Wiesen und Busch so friedlich windet. Das sanfte Plätschern des braunen Wassers an den großen weißen Steinen dringt bis zu Ihnen empor, und Sie denken an Goethes „Ach, wüßtest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem

Grund.“ Und jetzt kommt's von hoch her — ein paar fröhliche, im weiten Aether verklingende Töne. Und Sie schauen empor und seufzen: „Wenn ich ein Vöglein wär!“

Sie lächeln und spielen mit dem großen Diamanten an Ihrem kleinen Finger. Ach! man kann große Diamanten tragen und eine Gräfin sein, und das Leben ernst, sehr ernst nehmen. Das ist es ja, was mich so allmächtig zu Ihnen zieht: daß ich in Ihrer Seele, der scheinbar so stillen, ruhigen, Tiefen ahne, unergründlich, wie sie der See da vor uns bergen soll. Kennen Sie die Blaue Blume Heinrichs von Osterdingen? Ich habe sie, wie er, mein Leben lang gesucht und nicht gefunden. Wenn sie nun auf der Tiefe Ihrer Seele blühte, die Blaue Blume?

In dem Walde über Glion, vertrösten Sie mich? Ja, aber nun laufen wir doch bereits zwei Stunden in dem Walde umher, und ich sagte gleich: die Partie würde zu anstrengend für Sie sein. Ihr Herr Gemahl scheint verdrießlich. Es ist doch nicht meine Schuld, daß er den Wagen so weit unten hat halten lassen. — Herr Graf! Herr Graf! Er hört nicht. So gehen wir ihm langsam nach! Stützen Sie sich auf meinen Arm! Nein! fester, fester! Ich fühle

Ihre Hand ja gar nicht. Und wie blaß Sie sind! Sie zittern! Lili, kann es denn sein? Lili! du liebst mich! Und ich dich! Vom ersten Blick in deine Augen! Dich! dich!

Um die Lippen des Träumenden spielt ein wonnesames Lächeln. Seine Lippen haben zum erstenmal ihre weichen, kühlen Lippen berührt, trinken die unermeßliche Seligkeit der ersten Küsse, während über ihnen aus der Krone der alten Eiche die Amsel ihr süßes Abendlied singt und aus dem Waldthal unter ihnen, eben noch hörbar, die Stimme des Grafen kommt, der nach dem Kutscher ruft.

Dann schwindet das Lächeln und verwandelt sich in finsteren Ernst. Sie, die er liebt mit jedem Schlage seines Herzens, jedem Tropfen seines Blutes; die ihm ist, was dem Verwundeten auf dem Schlachtfeld der Labetrunk, den ihm ein Kamerad an die verdörrten Lippen bringt; der Duft, der dem Seefahrer aus den Blumenwäldern der ersehnten Küste entgegenweht; sie, in deren holder Nähe er zum erstenmal gelebt hat; ohne die ihm das Leben nicht eines Strohhalmes Wert noch hat — sie ist ihm entrissen — er ist allein.

Und steht, düstere, verregnete Tage lang, am Fenster seines Hotels in Genf und sieht auf dem

breiten Strom die großen lateinischen Segel der Fischerboote durch den grauen Nebel an sich vorüberschweben.

Endlich, endlich der sehnsuchtsvoll erharrte Brief — ein paar traurig-süße Zeilen: „Geliebter! zürne mir nicht! Es mußte sein. Ich durchweine meine Nächte. Jeder Gedanke gehört dir, jeder Pulsschlag dir. Ich strecke meine Hand aus und denke, du müßtest sie ergreifen. Ich starre auf die Thür und meine: sie wird sich öffnen, und er steht auf der Schwelle und stürzt sich in deine Arme. Wo ich auch bin, das Gedenken deiner umgiebt mich wie eine wonnige Luft; ich trinke dich mit jedem Atemzuge. Ich liebe dich! Ich liebe dich! Und dennoch, Lieber, Geliebter, es mußte sein!"

Dann ist es nicht mehr das Hotelzimmer in Genf. Ueber ihm rauschen im Abendwind die Wipfel der uralten Kastanien auf der Wallpromenade von Nyon. Von den wenigen Vorübergehenden achtet keiner auf ihn; und gewiß thut das auch nicht das junge Liebespärchen, welches da hinten, wo die Schatten noch dunkler lagern, auf einer der Bänke, die Arme verschlingend, voneinander Abschied zu nehmen scheint. Der Bursche sucht das Mädchen mit leisen Worten zu trösten, obgleich es ihm wohl

selbst an Trost gebricht. Denn wiederholt versagt ihm die Stimme; das Mädchen schluchzt; sie pressen sich noch inniger aneinander und küssen sich die Thränen von den Wangen.

Er muß immer wieder nach dem Paare blicken: bietet es ihm doch ein Bild des eigenen Leides, nur daß seines um so viel größer ist. Sie hier dürfen voneinander Abschied nehmen, und für sie giebt es auch wohl ein Wiedersehen. Seinen Abschied hat er genommen in Gegenwart des alten Mannes mit ein paar höflichen, nichtssagenden Phrasen, einer letzten stummen Verbeugung; und daß sie einander nicht wiedersehen sollen, er hat es ja schwarz auf weiß in dem Briefchen da in der Tasche, das er zerknittert hat in wildem Zorn.

Und nun trotzdem wieder hervorholt und, dicht an der Brüstung stehend, im letzten Schein des Abends liest zum hundertstenmal wie eine wichtige Handschrift, die man nicht enträtseln kann.

Und steht doch da ganz leserlich: „Wir reisen morgen nach Venedig. Ich beschwöre dich: folge uns nicht!“

Er hat das Blättchen zerrissen, die Fetzen über die Brüstung geschleudert und starrt auf See und Gebirg, über die sich der Schleier der Nacht senkt.

Auf einmal, rechts hin, in der Ferne, am äußersten Horizont flammt es auf in glühendem Purpur: der Gipfel des Montblanc, der von dem Eisschild seiner Firnen das Licht der Sonne, die längst von der Erde geschieden ist, glanzvoll zurückstrahlt.

Ihm ist der herrliche Anblick eine Offenbarung. Dunkel war es in ihr, als sie die trostlosen Worte schrieb; dunkel in ihm, als er sie las. Aber hoch und hehr aus der Nacht der Verzweiflung leuchtet das Himmelslicht der Liebe, das, einmal geboren, nicht wieder erlöschen kann. Ich folge dir, und ob du, verzweifelt, wie du bist, es mir tausendmal verbietest! Ich folge dir bis an das Ende der Welt!

Und er ist ihr gefolgt und quält sich nun im Traum hin auf der unendlichen Fahrt von Genf nach Venedig, von Station zu Station, immer allein im Coupé, ruhelos, schlaflos; und martert von neuem seine träumende Seele, wie er damals die wache zermartert in Reue über sein wahnwitziges Beginnen und fürchterlicher Sehnsucht nach ihr und Zweifel an ihrer Liebe und Hoffnung, die sich nicht töten lassen will.

Dann ist er nicht mehr allein im Coupé. Sie sitzt ihm gegenüber; er hält ihre beiden kleinen Hände

in den seinen und fühlt die Kälte der Finger durch die Handschuhe hindurch. In dem Schein der Lampe über ihnen ist ihr Gesicht so bleich. Und aus dem bleichen Gesicht blicken ihn die großen Augen unverwandt traurig an. Und dann und wann rinnt eine Thräne aus den großen Augen über das bleiche Gesicht. — Wie soll es nun werden, Geliebte? — Ich weiß es nicht. — Und wenn — wenn der Graf sterben sollte? — So bin ich seine Mörderin. — Wie seltsam redest du, Herz? — Habe ich es nicht gewünscht? War es nicht mein erster Gedanke, als ich heute morgen das Telegramm las? Das kann mir Gott nimmer verzeihen. — Gott ist barmherzig. — Für die schlaffen Herzen, die sich alles selbst verzeihen. — Geliebte, auf meinen Knien flehe ich dich an: kehre nicht nach Wien, nicht zu ihm zurück! — Während er vielleicht im Sterben liegt? — Er ist dir gestorben, als . . . — Um Christi Blut erinnere mich nicht daran! — Lili, geliebte Lili, es war die Verklärung meines Lebens; für dich die Grenze, die dein früheres Leben von dem jetzigen schied. Lili, du kannst dich nicht wieder aus diesen Armen lösen — es ist unmöglich. Mein Weib bist du. Unser Bund ist heilig, ob auch kein Priester den Segen darüber gesprochen hat. Laß die Toten

ihre Toten begraben! Da ist das Signal! In einer Minute sind wir an der letzten Station vor Wien. Steige mit mir aus! Es gilt dein Leben und meines. Thust du es nicht, scheidest dich jetzt von mir — eine fürchterliche Ahnung sagt mir: wir sehen uns im Leben nicht wieder. — Wir werden uns wiedersehen. — Du meinst in jenem Leben, an das ich nicht glaube. — Ich glaube daran. — Lili, schwöre mir, daß du nicht sterben willst! — Ich schwöre dir: ob lebend oder tot, du sollst mich wiedersehen. — Das soll mein Trost sein in dem namenlosen Weh dieser Stunde? — Ich habe keinen anderen. — So wollte ich, der Zug stürzte hier von der Brücke hinunter in den Abgrund und begrübe uns beide unter seinen Trümmern.

Und der Wagen, in welchem sie sitzen, schwankt wie ein steuerloses Boot, das von Welle zu Welle geschleudert wird. Ein furchtbarer Krach, Wagen schmettert in Wagen hinein. Die Lampe erlischt und flammt plötzlich wieder als flackerndes Kaminfeuer auf. —

Von dem furchtbaren Sturmstoß, der das Haus getroffen, war der Träumer von seinem Stuhl in die Höhe gefahren, stierte mit irren Blicken um sich

und strich sich ein paarmal über die brennende Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt ist.

Es dauerte Minuten, während er, ohne sich zu regen, still vor sich hinblickte, bis er sich in die Wirklichkeit zurückfinden konnte. Schlimm, sehr schlimm: das Morphium brachte keinen Schlaf mehr, machte ihn nur noch träumen. Er hatte das alles nur geträumt — natürlich! Aber wie seltsam deutlich es gewesen war! Und lange konnte es auch nicht gewesen sein — ein paar Minuten höchstens, vielleicht nur Secunden: die brennenden Scheite lagen noch genau so wie vorhin; auf den Spitzen der gelben Flammen, die gierig zur Esse empor züngelten, wirbelten noch leichte Aschenfetzen der verbrannten Briefe genau so wie vorhin. Die kleinste Spanne Zeit war groß genug gewesen, das Leben von drei Wochen einzuschließen mit all seinem Jammer, seinen Wonnen!

Und das Mittel, das seine volle Wirkung heute schuldig geblieben, die Schmerzen hatte es getilgt, die seelischen, wie die des Körpers. In der Schulter kein Nagen und Bohren mehr, in dem Herzen kein Grollen und Wüten mehr der wilden Leidenschaft, mit dem er die Briefe gelesen und in die Flammen geschleudert hatte. Was denn auch wäre Georgs Verbrechen gewesen? Was denn hätte er gesagt, gethan,

was er selbst, im umgekehrten Falle, nicht vermutlich ebenso gesagt und gethan haben würde? Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt. Und wenigstens, wie tief diese seine Wunde war, das konnte Georg nicht wissen.

Er sah nach der Uhr; es ging stark auf drei. Da die Schmerzen sich ausgetobt hatten, würde auch wohl der Schlaf kommen. Aber den Karo draußen wollte er erst hereinnehmen. Der würde ihn mit seinem Winseln und Heulen doch vielleicht nicht schlafen lassen. Da mochte denn der arme Köter am Feuer sein nasses Fell trocknen, und ihm selbst würden ein paar frische Atemzüge die Dumpfheit nehmen, die noch immer auf seinem Gehirn lag.

Er setzte sich die Mütze auf und öffnete die Fensterthür. Der Regen hatte für den Moment ausgesetzt, nur der Sturm wütete weiter. In dem Windstoß, der durch die geöffnete Thür fuhr, drohte die Lampe auf dem Tisch zu erlöschen. Eilig schloß er die Thür und tastete sich in der matten Helligkeit, die aus dem Zimmer kam, von der Terrasse die paar Stufen in den Garten hinab. Im Garten war es völlig finster; doch hatte er mittlerweile die wenigen Wege gut kennen gelernt: den schmaleren, der um das Rondel, und den breiteren, der von dem Rondel nach dem Gatterthor

führte. Von dem Hochwalde her hinter dem Hause kam der Donner des Orkans — die Kanonen von Vionville hatten so laut nicht gebrüllt; oben in den Lüften raste die wilde Jagd dahin; in den hohen Pappeln, die unsichtbar neben ihm in die Finsternis aufragten, knarrte und knackte es, als hielten sich da Riesen in tödlichem Ringkampf umkrampft; ein paarmal stolperte er über herabgeschlagenes trockenes Geäst, wie über Leichen auf einem Schlachtfeld; aus der Hütte an der Gatterpforte heulte ihm Karo entgegen, der ihn hatte kommen hören und nun, als er herantrat, die Kette zu lösen, in ein Freudengewinsel ausbrach, um dann, winselnd, bellend, in tollen Sätzen, seine Dankbarkeit auszutoben.

Ja, ja, Karo, 's ist eine Nacht, die keinem Gutes bringt, weder Mensch noch Tier. Laß es gut sein! Hab es gern gethan. Lauf' nur voraus! Ich komme gleich nach.

Der Hund war nach dem Hause zu vorausgesprungen; er lehnte noch an dem niederen Gatterthor, nach dem Licht zu blicken, das, von der halben Höhe des Hügels etwa, durch die Finsternis zu ihm heraufschimmerte. Aus einer Laterne jedenfalls, mit der jemand sich den Hügel heraufleuchtete, denn das Licht schien näher zu kommen. Vielleicht aus dem Gehöft

oben am Waldesrand einer, der in die Apotheke hinab gemußt hatte — es sollte ein Kind da todkrank sein — oder mit dem Zuge gekommen war, der vom Süden her um diese Stunde das Städtchen passierte; wohl schon passiert hatte: die Lichter unten am Bahnhof, die eben noch hell gebrannt, erloschen plötzlich, und linksher von dem Tunnel, den der weiter eilende Zug passieren mußte, kam auf den Schwingen des Sturmes ein geller Pfiff.

Gleichzeitig mit einem neuen Regenguß. Roderich schlug den Rockkragen in die Höhe und schritt eilig durch den Garten zurück, geleitet jetzt von dem matten Schein der Lampe, der ihm durch die Fensterthür entgegendämmerte.

Nun war er wieder im Zimmer. Karo hatte sich vor dem Kamin hingestreckt, von den langen Vorderbeinen die Nässe leckend. Er war an dem Schreibtisch stehen geblieben und blickte verwundert auf das große Blatt mit seinen Versuchen der Uebersetzung des Gedichtes von Robert Browning: Mesmerismus! Sie haben ja hinterher gesagt, es solle nur Schwindel gewesen sein. Sie nennen alles so, was sie nicht fassen und begreifen. Ihnen ist auch der Glaube Schwindel; und doch, wer ihn hat, er versetzt Berge mit ihm. Ich hatte den Glauben verloren an dich und deine

Liebe; den Glauben an die holden Worte, die du so leise sagtest — leise wie das Plätschern der Ruder —, als ich dich in jener Nacht zurückbrachte, dein geliebtes Haupt an meiner Brust lag und mein Arm deinen süßen, reinen Leib umschlang: Ich wußte nicht, was Liebe war, bevor ich dich gesehen. In meinem Gatten habe ich stets nur einen Vater verehrt, er hat an mir nur eine geliebte Tochter in seinem vereinsamten Alter haben wollen von der ersten bis zu dieser Stunde. — Lili, kannst du mir vergeben? Wir Männer, wir verlieren den Kopf in solchem Irrsal, weil unser Herz nicht gut und rein ist. Du bist gut und rein, und was du auch beschließen mögest, uns zu lösen aus dieser gräßlichen Verstrickung, es soll das Rechte sein, und ich will es heilig halten.

Abermals wandten sich seine Augen auf das Blatt neben dem aufgeschlagenen Original. Hatte denn er das gekritzelt, wie ein Schulbube, der mit dem deutschen Aufsatz nicht fertig werden kann und nun so halbe Sätze und einzelne Worte, wie sie ihm durch den wirren Kopf gehen, aufs Geratewohl hinschreibt? Aber das alles hatte ja innigen Zusammenhang! das ließ sich doch herunterlesen, als stände es da in seiner deutlichsten Handschrift:

Was ich geglaubt, ist wahr!
  Habe jetzt die Macht,
  Was ich mir gedacht,
Auf eine Weise, so neu, wie rar,
Mir zu schaffen mit Haut und Haar.

Lange nach Tages Schluß,
  Wenn der Holzwurm pickt
  Und die Grabuhr tickt;
Auf den Kohlen liegt schwarz der Ruß,
An die Fenster klatscht Guß auf Guß;

Klagend die Grille geigt;
  Und das Haus erkracht,
  Und ein Fuß so sacht —
Ein Fuß, der nicht da — auf der Treppe schleicht,
Riegel von selbst zurücke weicht;

Und die Spinne wie toll und dumm,
  An dem Faden fest
  Sich jetzt fallen läßt —
Bein' und Arme gestreckt und krumm —
Auf den Tisch, Gott weiß, warum;

Wenn durch die Nacht, so rauh,
  Ich da saß und sann
  Und Gedanken spann,

Spann um die eine, die liebste Frau,
Bis ich fühlte, mein Haar ward grau;

Fühlte: ich hab' sie gebannt
  Auf die Schwelle da,
  Mir zum Greifen nah,
Von des blauschwarzen Haares Band
Zu dem Fuße im Lichtgewand —

Hab' es gebannt, mein Glück:
  Sie von Kopf zu Fuß
  Nach des Schicksals Schluß;
Nimmer und nimmer kann sie zurück
Vor dem starren, glühenden Blick —

Jetzt! jetzt muß es sein!
  Du hast keine Wahl!
  Ruf's zum dritten Mal:
Jetzt! — Bei der Lampe Dämmerschein
Lautlos tritt sie herein —

Er legt das Blatt sanft auf den Tisch und starrt vor sich hin —

Wenn das möglich ist: ein paar Tropfen geheimnisvollen Saftes in unser Blut gemischt, uns solche Träume träumen läßt; im Wachen unsere geistige

Fähigkeit zu einer Höhe steigern kann, die wir noch vor einer Stunde für unerreichbar hielten — was ist dann unmöglich? Einen Schritt nur weiter, und wir sind losgelöst von Raum und Zeit; unser Denken zwingt die durcheinanderwirbelnden Atome sich zu formen, wie das Wasser sich zur Kugel ballt in der Hand der Frau des hohen Brahmen; wahr wird, was wir hoffen; wahr ist, was wir glauben —

Das Herz geschwellt von einem Sehnsuchtsweh, daß ihm die Brust zu springen droht, breitet er die Arme aus und läßt sie sinken, als jetzt Karo, sich halb von seinem Lager am Kamin aufrichtend, unwillig nach der Fensterthür knurrt.

Ist jemand im Garten?

Ein jäher Schrecken, der doch zugleich überschwänglich freudiges Hoffen ist, rieselt ihm durch die Adern: die Tiere spüren die Nähe der Geister früher als der Mensch!

Er stürzt nach der Fensterthür. Durch den Garten, rechts um das Rondel herum, kommt ein Licht, das ein Mann in einer Laterne am Gürtel trägt. Jetzt verschwindet es um die Ecke des Hauses; die heisere Schelle an der Hausthür wird gezogen. In demselben Moment hört er auch schon den Schritt seines alten Christian die steile Treppe herabpoltern.

Das kann nur von Georg sein! Kann sich nur um Lili handeln! Dann aber —

Unfähig sich zu rühren, starrt er mit Augen, die sich aus ihren Höhlen drängen wollen, auf die Thür nach dem Corridor, von wo die Schritte der Kommenden nah und näher tönen —

Langsam, geräuschlos öffnet sich die Thür.

Sie schreitet herein. Der schwarze Mantel fällt von ihrer Schulter. Und steht nun da in weißem Gewande, wie in jener seligen venetianischen Nacht, als sie den Verzweifelten überraschte in der einsamen Wohnung an der Ripetta: lächelnd in holder Verschämtheit, die strahlenden Augen, flehend halb und halb gewährend, auf ihn gerichtet.

Lili! meine Lili!

Deine Lili! Ich habe dir geschworen, zu kommen, wenn dein Herz nach mir schrie, wie meines nach dir.

Von ihren Lippen schwindet das Lächeln; aus ihren Augen der Glanz. Leiser und leiser wird die süße Stimme:

Ich konnte nicht weiter leben ohne dich, und mit dir leben durft ich nicht. Da sind wir denn lieber gestorben, ich und unser Kind.

Wie verhauchender Aeolsharfenklang sind die letzten Worte gekommen; die holde Gestalt scheint in Nebel

zu zerfließen, durch den nur noch wie Sterne ihre Augen schimmern. Dann sind auch die erloschen.

Abermals thut sich die Thür auf, diesmal mit dem häßlichen Knarren der verrosteten Angeln, an denen Christian Mühe und Oel bisher verloren hat. Hinter Christian auf der Schwelle steht ein Mann, der eine kleine Laterne am Gürtel trägt.

„Eine Depesche, Herr Baron," sagt der Mann, vortretend.

* *
*

Der Baron antwortet nicht, aber in dem seltsamen Blick, mit welchem er die Depesche entgegennimmt, glaubt der Mann einen Vorwurf zu lesen, als habe er sie früher erwartet.

„Sie wäre auch schon früher hier gewesen," sagt er; „nur die Leitung zwischen hier und Suhl hatte der Sturm unterbrochen. Da hat sie der Schnellzug von Suhl mitgebracht. Sie ist dann sofort expediert. Ich habe mich geeilt, was ich konnte. Unter einer Viertelstunde macht keiner den Berg herauf bei der Dunkelheit und dem Unwetter."

Ob den Herrn Baron die Antwort befriedigt hat, kann der Mann nicht wissen, denn der steht noch immer unbeweglich, mit demselben unheimlichen Blick ihn ansehend. Auch das Dreimarkstück, das Chri-

stian ihm jetzt in die Hand drückt, hat der Alte ohne des Herrn Barons Geheiß von etwas losem Gelde auf dem Tisch genommen. Der Herr Baron und der Alte müssen wohl sehr gut miteinander sein.

Der Mann ist gegangen. Noch immer regt Roderich sich nicht; Christian hat sich noch an dem Tisch zu schaffen gemacht, im Falle der Herr einen Befehl für ihn haben sollte. Aber es kommt nichts. So wendet er sich wieder nach der Thür und hat bereits den Drücker in der Hand, als er seinen Namen hört.

„Gnädiger Herr?" sagt er, sich mit einem Gefühl der Erleichterung wendend. Gott sei Dank! so hat doch der Herr wenigstens dies grauliche Schweigen gebrochen.

„Christian, das war ein Mensch von Fleisch und Blut, der da eben zur Thür hinausgegangen ist?"

Dem Alten läuft ein Schauder über den Rücken. „Ja, freilich, gnädiger Herr!" stammelt er.

„Und du bist sicher, daß du da stehst — da neben dem Tisch — und nicht oben in deinem Bette liegst?"

„Ach, du mein Gott, gnädiger Herr!"

„Brauchst nicht gleich zu jammern, Alter! Es ist nur: ich habe heute nacht im Lehnstuhl so sonderbare Sachen geträumt. Da könnte ja das eben —"

Er bricht jäh ab, ein Zucken fliegt durch seinen

Körper. Nein, dies war kein Traum! Ein Mann war hier im Zimmer gewesen, der hatte ein Telegramm gebracht. Er selbst hält es ja hier in seiner rechten Hand.

Und abermals zuckt er zusammen.

„Komm! komm!" murmelt er fast unhörbar. „Du bist ein verständiger alter Mann und hast deine Sinne in Ordnung. Mach's auf! und lies es mir!"

Er hat Christian, der herangetreten ist, das zusammengefaltete Blatt hingereicht, und Christian es mechanisch entgegengenommen, sich in seiner Angst erst jetzt darauf besinnend, daß seine Brille oben auf dem Tischchen an seinem Bette liegt und er ohne Brille nicht lesen kann.

Er stammelt es durch die bebenden Lippen.

Roderich streicht sich über die Stirn.

Der Alte hat recht. Es wäre auch grausam, von dem treuen Menschen zu verlangen, daß er seinem Herrn das Todesurteil vorlesen soll.

„Gieb!"

Er nimmt dem Alten die Depesche wieder ab und will sie öffnen. Die zuckenden Hände versagen den Dienst. In dem Augenblick erlischt die Lampe, die während der letzten Minuten nur noch einen trüben Schein um sich gebreitet hat.

„Ich will ein Licht holen," sagt Christian. „Ich habe eins auf dem Flur."

„Es ist nicht nötig. Nimm's und leuchte dir wieder damit hinauf. Brauchst auch hier keines anzuzünden — das Feuer brennt hell genug. Ich finde dabei schon zu Bett. Die Depesche kann ich zur Not auch noch lesen. Es ist nichts Wichtiges — von Herrn von Massow. Er wird sich für einen der nächsten Tage anmelden — schrieb er mir schon in dem letzten Briefe. Du kannst morgen das Zimmer auf dem anderen Giebel zurechtmachen. Er wird gern vorlieb nehmen. Wieviel Uhr haben wir? Halb vier? So spät schon? Nun, Alter, mach, daß du zu Bett kommst! Ich bin zum Umfallen müde. Gute Nacht! Und laß mich morgen ausschlafen! Ich hab's wirklich nötig. Karo kann hier bleiben. Gute Nacht!"

Er hat Christian die Linke gereicht, während er die Rechte, in der er noch die Depesche hält, an den zum Gähnen verzogenen Mund führt. Der Alte ist beruhigt. Der gnädige Herr hat wieder einmal eine zu große Portion von dem Gift genommen gehabt; aber die schlimme Wirkung ist vor-

über. Er spricht jetzt ganz vernünftig und hat beinahe sein gewöhnliches Aussehen.

„Aber der gnädige Herr legen sich auch wirklich gleich hin?“

„Ja, ja!“

Es hat etwas ungeduldig geklungen. Der Alte wagt nicht länger zu zögern. Er wirft nur noch einen Blick auf das Feuer im Kamin: es brennt wirklich hell genug; bei seinem Schein kann er ganz gut in sein Bett nebenan finden.

Er ist gegangen.

Roderich starrt nach der Thür, die sich hinter dem Alten geschlossen: die Thür, in der sie erschienen ist, ihm ihren Tod zu verkünden. Es war eine Hallucination — natürlich! in der Konsequenz der Träume, die er in dem Morphiumrausch geträumt. Und die so viel konsequenter gewesen sind als sein waches Denken. Hätte er ihr Bild und Wesen sich nur einmal im Wachen so deutlich machen können wie eben im Traum, er würde gewußt haben, daß sie sterben mußte; daß sie weder auf ihr Recht, sich dem geliebten Mann ganz zu eignen, verzichten, noch bei dem Greise von seiner alles verzeihenden Gnade weiter leben konnte in dem Bewußtsein ihrer Schuld; mit dem Zeugen ihrer Schuld unter dem Herzen; in dem

Verdacht ihrer Schuld, der sich in dem finsteren Gemüt der gräflichen Schwester schon zu regen begonnen hatte und nun so weiter um sie her in der Gesellschaft zischeln und höhnen würde. Gemeine Seelen mochten so weiter leben; sie konnte es nicht und — sie mußte sterben.

Er hat sich wieder in den Lehnstuhl am Kaminfeuer geworfen und öffnet die Depesche mit fester Hand: „Es ist besser, du erfährst es gleich und durch mich. Die Gräfin ist heute abend zehn Uhr am Herzschlag sanft verschieden. Geheimrat Herzinger brachte die Nachricht selbst in den Klub. Er fürchtet für das Leben des Grafen. Ich beschwöre dich: nimm deine ganze Kraft zusammen! Ich reise morgen früh mit dem ersten Zuge und bin Nachmittags fünf Uhr bei dir."

Er läßt das Blatt auf die flammenden Scheite fallen, von denen alsbald ein paar graue Aschenfähnchen in den Schlot emporwirbeln. Ein schmerzlich lautes Stöhnen kommt aus seiner Brust. Der Hund, der bereits ruhig geschlafen hat, hebt den Kopf und blickt ihn fragend an.

„Ja, du gutes Tier, so sieht ein Mörder aus. Einer, der aus wahnsinniger Leidenschaft ein holdes Weib gemordet hat, dem er nicht wert war, auch nur

an den Saum ihres Kleides zu rühren. Und verstehst du, wenn das nun so weiter auf meiner Seele brennen sollte, so wäre mein Leben elender als das des elendesten Hundes. Verdient hätt ich's ja. Aber um ein Hundeleben zu führen, dazu hat sie mich denn doch zu lieb gehabt und hat sicher gewußt, daß ich's thun würde, und so darf ich es thun. Du wirst ein bißchen erschrecken, aber du bist ein gutes dummes Tier und wirst dann ruhig weiter schlafen. Der Alte oben! Er wird's nicht hören vor dem Spektakel da draußen, oder denken, es ist ein morscher Ast vom Baum geschlagen. Es stimmt ja auch; nur daß es einer vom Baum der Menschheit ist. Der hat keinen Teil mehr an dem dürren Ast und der dürre Ast nicht an ihm. So denn: weg damit."

* * *

Der alte Christian hatte es nicht gehört vor dem Sausen und Heulen des Sturmes um sein Giebelzimmer und dem Klappern der Ziegel auf dem Dache. Aber nach einem kurzen Morgenschlummer hatte ihn doch die Sorge um den Herrn geweckt. Er war auf leisen Sohlen die Treppe hinabgeschlichen und hatte sich über das laute Knarren von ein paar Stufen

geärgert. Denn in dem Hause war es totenstill und draußen auch: der Sturm mußte sich in den paar Stündchen, die er geschlafen haben mochte, völlig gelegt haben; und der Herr, wenn er nicht gerade das Teufelszeug im Leibe hatte, schlief, seitdem er von der Unglücksreise zurück war, so erbärmlich, daß man es schon gar nicht mehr schlafen nennen konnte.

Damit hatte er denn ganz sacht die Thür zum Wohnzimmer halb geöffnet. Ob er sich's nicht gedacht! Er war wieder einmal nicht zu Bett gegangen! Da saß er noch in dem Lehnstuhl am Kamin, in dem doch sicher die letzte Kohle jetzt längst erloschen war, während das blasse Morgenlicht schon durch die Fensterthür dämmerte!

Der Hund am Kamin richtet sich auf, krümmt den Rücken, streckt sich, wedelt mit dem langen Schweif, kommt an die Thür, beschnuppert den Alten und kehrt dann wieder zu dem Schlafenden zurück, dem er die herabhängende Hand leckt.

„Ja, ja!" brummt der Alte; „wir müssen ihn aufwecken. Er erkältet sich ja auf den Tod."

Er tritt vollends ein und an den Schlafenden heran, der, den Kopf vorübergeneigt, dasitzt.

„Herr Bar—"

Das Wort stockt ihm in der Kehle. Das Ge=

sicht ist so grausam bleich, und die halbgeschlossenen Lider heben sich nicht, trotzdem der Hund plötzlich jämmerlich zu winseln beginnt.

Dem Alten schlottern die Knie; auf dem Kopfe sträubt sich ihm das bißchen graue Haar; er prallt entsetzt einen Schritt zurück. In dem Moment stößt sein Fuß an etwas, das unter der herabhängenden Hand auf dem kleinen Teppich gelegen und das ihm der Karo bis jetzt verdeckt hat: eine Pistole von den beiden über dem Sofa an der Wand, wo jetzt nur noch die andere hängt, wie er sich mit einem irren, rat- und hilflosen Blick überzeugt.

Als ob es hier noch etwas zu raten gäbe! hier noch zu helfen wäre!

Der Alte hat schon dem gnädigen Herrn weiland die Augen zugedrückt; jetzt muß er auch dem Sohne den letzten Liebesdienst thun. Dann faltet er die welken Hände und beginnt das Vaterunser zu murmeln.

Als er zu dem „Und vergieb uns unsere Schuld" gekommen ist, kann er nicht weiter. Es ist, als wolle er den Herrn anklagen. Dazu hat er kein Recht — er nicht, der alte Diener nicht — einen so lieben, so gütigen Herrn, der immer ein Herz gehabt hat für die Unglücklichen und selber nun zuletzt so grenzenlos unglücklich hat werden müssen.

Er sinkt in die Knie und drückt sein Gesicht auf die bleiche kalte Hand, die im Schoß des Toten liegt.

Dann erhebt er sich mühsam und tritt an den Tisch, auf dem er schon gestern abend einen großen weißen Bogen Papier hat liegen sehen. Gewiß hat der Herr, ehe er's that, einen letzten Befehl darauf geschrieben.

Er nimmt das Blatt auf; aber, ob er es gleich in Armeslänge von sich hält, er kann von den durcheinander gewirrten Worten keins entziffern.

Und das eine, mit großen lateinischen Buchstaben an den Kopf des Bogens geschriebene, das er endlich mühsam zusammenbuchstabiert hat, versteht er nicht.

Alles fließt.

Frau Regine seufzte leise in sich hinein. Sie that das nie, wenn ihr Emerich an den Dirigentenpult trat und mit dem Taktstock aufklopfte, oder seine Geige unter das rundliche Kinn schob und den Bogen zum ersten Strich hob — sie wußte: die Symphonie würde meisterlich dirigiert, tadellos heruntergespielt werden; kein leisestes Piano auf dem untersten Ende der E-Saite mißglücken. Nicht, daß sie im stande gewesen wäre, es zu beurteilen! oder auch nur den mindesten Anspruch auf Kritik gemacht hätte! Ihre Zuversicht ruhte einmal auf dem festen Grunde des unbedingten Glaubens an das Genie ihres Emerich, und das andere Mal auf dem tosenden, nicht enden wollenden Applaus, den jede seiner Leistungen unweigerlich entfesselte.

Nur wenn ihr geliebtes Genie sich zu einer seiner Tischreden erhob, die für ihn einen anlockenden Zauber hatten, dem er blindlings folgen mußte, dann

seufzte Frau Regine, leise zwar in sich hinein, aber sie seufzte.

Denn hier wußte sie nicht minder gewiß, daß er von dem einen in ein völlig anderes geraten, zuletzt die Pointe nicht finden und zum Schluß irgend etwas oder irgend wen hochleben lassen würde, an das oder an den, als er zu reden anhub, seine Seele nicht gedacht hatte.

Freilich heute abend und in diesem Augenblick konnte er sich der Pflicht zu reden nicht wohl entziehen; konnte den prachtvollen Toast, den Freund Arnold in dem bei ihm gewohnten, melodisch dahinrauschenden Strom der Rede auf sie, das Geburtstagskind, bereits vor einer halben Stunde ausgebracht hatte, nicht länger unerwidert lassen.

In dem Moment aber, als Emerich, nachdem er dreimal in streng abgemessenen Intervallen an das Glas geklopft, sich von seinem Stuhl aufrichtete und Frau Regine seufzte, waren sich auch zwei Augenpaare über den Tisch herüber in einem verständnisinnigen, halb lachenden, halb verzweifelten Blick begegnet: Astrids und Stellas. Sie hätten darauf schwören können, daß jetzt einer jener ihnen fürchterlichen, von Astrid „historische" benannten Toaste folgen würde, in denen Emerich in Erinnerungen schwelgte,

die für alle andern, außer für ihn, von zweifelhaftem Interesse waren, um dann auf den gegenwärtigen Stand der Dinge zu sprechen zu kommen, was sehr interessant gewesen wäre, nur daß es noch ein gut Teil peinlicher als interessant zu sein pflegte. Und so rollte denn das Progamm in der gefürchteten Weise ab. Als Introduktion bekam die kleine Gesellschaft zu hören, was ein jeder — mit Ausnahme etwa des jungen Malers Willibald und des noch jüngeren Dichters Alfred — längst wußte.

Er, der Redner, und seine beiden hier anwesenden Busenfreunde Arnold und Eilhardt waren nicht nur gleicherweise Kinder dieser guten alten Stadt, sondern in demselben Stadtviertel geboren; in derselben Kirche an einem und demselben Sonntage getauft; in derselben Klippschule in die Geheimnisse des Abc und des Einmaleins eingeweiht. Um dann in demselben Gymnasium in denselben Klassen zu sitzen, Arnold freilich immer auf der ersten Bank, während er und Eilhardt auf einer der letzten sich behaglicher fühlten. So behaglich, daß, als sie die Quarta mit Mühe und Not absolviert hatten, der verständige Direktor den respektiven Vätern riet, die Jungen aus der gelehrten Schule zu nehmen, wohin sie ein für allemal nicht gehörten, und sie ein ehrbares Handwerk lernen zu

lassen. Das hatte den Vätern eingeleuchtet als ehrbaren Handwerkern, die sie selber waren; und Eilhardt war seines Vaters, des Stubenmalers, Lehrling geworden, wie er seines, des Paukenschlägers in dem Orchester des Vorstadttheaters; während Arnold, der Küstersohn, Schulprämien auf Schulprämien häufte, summa — oder hieß es summo? — cum laude sein Abiturientenexamen machte und nach Leipzig, wo man ihm ein Stipendium ausgemittelt hatte, auf die Universität zog. Um dieselbe Zeit, als auch sie in die weite Welt gingen: Eilhardt, bei dem sich inzwischen aus dem Stubenmaler ein Kunstmaler entpuppt hatte — ebenfalls mit einem Stipendium — nach Italien; er, der sich mittlerweile zur ersten Sologeige hinaufgefiedelt', nach Wien an die kaiserliche Oper. Nun lange, lange Jahre der Trennung, bis sie, die als Jünglinge ausgezogen waren, zur Vaterstadt heimkehrten als gereifte Männer, welche es in ihrer Wissenschaft oder Kunst immerhin zu etwas gebracht hatten: Arnold zum Professor der deutschen Litteratur an dem Polytechnikum, Eilhardt zum Direktor der Malerakademie, er zum ditto des Konservatoriums.

Als Emerich so weit gekommen war, machte er eine kleine Kunstpause, die er dazu benutzte, einen tüchtigen Schluck Sekt zu nehmen und umherzulächeln

mit dem unverkennbaren Ausdruck innerlichster Befriedigung über seine oratorische Leistung. Es war auch wirklich bis hierher alles überraschend gut gegangen; einige Episoden hätten kürzer sein können und das Detail war manchmal etwas zu üppig ins Kraut geschossen; aber, mochte man die Form bemängeln, an der Sache selbst ließ sich nichts aussetzen, außer daß sie niemand etwas Neues gebracht hatte.

Dies alles wohl erwogen, hatte Regine, während ihr genialer Emerich behaglich sein Glas leerte, alle Ursache, erleichtert aufzuatmen: war doch die Hälfte glücklich überstanden! Aber auch Astrid und Stella wußten, weshalb sie hier abermals einander in die Augen blickten, die nicht einmal mehr humoristisch zwinkerten: es kam des Weges zweite Hälfte: nicht weiter über ein glattes Meer, auf dem sich das Schifflein des Redners behaglich schaukeln mochte, nein! über eines, das von spitzigen Klippen starrte und in welchem Abgründe klafften, die deshalb nicht minder bodenlos waren, weil besagtes Schifflein über sie ahnungslos dahinglitt.

Und doch war der Uebergang zu dem zweiten Teil nicht so uneben; man hätte ihn fast geistreich nennen können.

„Bis zu dieser unserer Wiedervereinigung nach der bösen Trennung schier endlosen Jahren," fuhr Emerich fort, „darf man ohne Ueberhebung sagen: wir drei Freunde verdankten unsere Erfolge, nächst Gottes gnädigem Beistand, dem eigenen Talente, dem eigenen Fleiße, ohne welchen letzteren freilich auch das größte Talent null und nichtig ist. Von da ab aber hat Fortuna selbst unsere Sache in die starken Hände genommen. Schon unsere Wiedervereinigung würde ich einen Glücksfall allerersten Ranges nennen müssen, wenn er nicht von einem alsbald darauf folgenden in tiefen Schatten gestellt würde: dem, daß wir drei, von denen jeder sein vierzigstes Jahr hinter sich hatte, drei gleich junge, schöne, liebwerte Mädchen fanden, willig, uns aus dem leidigen Junggesellenstande zu erlösen und zu der Würde von Ehemännern zu erheben, ja, ich möchte sagen: in den Himmel der Ehe zu entrücken. Einen Himmel, dem Gottes Güte bereits auf Erden eine Stätte bereitet hat. Denn, wenn jemals, so hat sich hier das alte schöne Wort bewährt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden. Nur des Himmels Schluß kann es gewesen sein, der dem ausgezeichneten Litterarhistoriker, Schriftsteller und Dichter eine geniale Dichterin; dem hochberühmten Maler eine geniale Malerin zur Gesellin gab. Und wenn er mir, dem

Musiker, eine Gefährtin zuteilte, die von sich behauptet, daß sie nicht Mozart von Beethoven unterscheiden könne, so muß ich das letztere Manko freilich zugeben; aber nicht mit Leidwesen. Denn jene Musik, von der Shakespeare sagt, daß jeder gute Mensch sie in sich selbst habe, — die besitzt sie im eminenten Sinne: die Musik einer Seele, deren Harmonie durch keinen Mißklang jemals getrübt wird.

„Fühle ich mich nun so und darf mich den Freunden an Glück ebenbürtig fühlen, habe ich vielleicht noch eines vor ihnen voraus als der Bekenner einer Kunst, welche, wie der Ocean der Vater alles Gewässers auf Erden, so die große Mutter aller Künste füglich genannt werden muß: die Mutter, von der sie alle geboren sind und zu der sie alle wieder zurückstreben, wie in dem Wald verlaufene Kinder zu dem Elternhaus. Etwas der Art haben die kunstsinnigen Menschen aller Zeiten wohl geahnt; aber die träumende Ahnung zur wundersamsten Wirklichkeit zu machen, ist ihm vorbehalten gewesen, der die verschmachtenden Wurzeln der Poesie und Malerei aus dem unerschöpflichen Bronnen der unendlichen Melodie tränkte und so das Kunstwerk der Gegenwart schuf, das auch das für alle Zukunft bleiben wird: der unsterbliche Meister von Bayreuth, der Michelangelo der Musik: Richard

Wagner! Und zu seinen Ehren bitte ich meine lieben Freunde und Gäste die Kelchgläser zu füllen und zu leeren unter dem Ruf: Richard Wagner lebe hoch!"

Wie verschiedenartig die Empfindungen sein mochten, welche der Toast in den Gemütern der Zuhörer erweckt hatte, in dem aufatmenden Gefühl der Freude, daß er endlich zu Ende war, begegneten sich alle. So durfte der Redner mit dem Erfolge wohl zufrieden sein: Gläserklingen, lächelnde Gesichter; keines glückseliger lächelnd als das seiner geliebten Regine, deren Urteil über seine oratorischen Leistungen für ihn ausschlaggebend war, ja, für die er eigentlich immer allein sprach, ahnungslos der Ängste, welche die Gute während seiner Reden ausstand.

Nun aber wollte zu seinem Bedauern die Gesellschaft, nachdem sie sich einmal vom Tisch erhoben, nicht wieder Platz nehmen: es sei spät geworden und der Nachhauseweg weit. Beides ließ sich nicht in Abrede stellen: ein Uhr war vorüber, und die beiden bescheidenen Villen, welche sich die Freunde Arnold und Eilhardt nachbarlich auf gemeinschaftliche Kosten erbaut hatten, lagen weit ab vom Centrum am äußersten Ende einer lang sich streckenden Vorstadt. So währte es denn kaum noch ein Viertelstündchen, und die freundlichen Gastgeber waren wieder allein.

Das erste, was Emerich that, als sich die Thür hinter den Gästen geschlossen, war, seine Regine zu umarmen und zu erklären, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sei — eine Versicherung, welche, in Anbetracht ihrer fast täglichen Wiederholung, ein skeptischeres Gemüt als das Regines hätte stutzig machen können. Sie aber lächelte ihr Genie nur zärtlich an und erwiderte: „Ja, Emerich, wir sind glückliche Menschen. Es fehlt nur noch eines."

„Ach was!" sagte Emerich. „Alles kann man nicht haben: Arnold und Astrid haben auch keine. Und dann: wenn wir welche hätten, um diese Stunde wären sie doch jedenfalls in den Betten und wir beide gerade so allein, wie wir jetzt sind. Und höre, Regi, was ich fragen wollte, wie fandest du meinen Toast? Aber aufrichtig, Schatz! aufrichtig!"

„Du hast wundervoll gesprochen."

„Nicht wahr? Ich hatte, ehrlich gesagt, auch ganz das Gefühl. Und dann der Schluß! Na, dir darf ich es ja gestehen: ich wollte ursprünglich die beiden Freunde und die Freundschaft im allgemeinen leben lassen. Ich weiß nicht, wie ich dann auf Wagner kam. Aber mir deucht: es machte sich brillant."

„Ganz großartig!"

„Siehst du! siehst du! Ich sage ja: ich hätte in

unseren Landtag gemußt, womöglich in den Reichstag nach Berlin. Arnold spricht auch recht gut; aber man weiß immer gleich im Anfang, worauf er hinaus will. Das ist nicht das Rechte. Meinst du nicht?"

„Gewiß. Keiner darf ahnen, welches der Schlußaccord sein wird."

„Schlußaccord! Bravo! bravissimo! Und da behauptet die kleine Frau, sie sei nicht musikalisch! Lächerlich!"

* * *

Der Maler Willibald und der Dichter Alfred wohnten nicht in der Vorstadt. Aber die Sommernacht war so schön; nach der langen Sitzung bei den schweren Weinen ein Spaziergang so großes Bedürfnis — ob die Herrschaften verstatteten, daß man sie noch ein Stückchen begleite?

Die Herrschaften waren aber nur noch Astrid und Stella, da ihre Männer bereits eine gute Strecke voraus waren; und die Damen hatten nichts dagegen. So bot denn Willibald Stella den Arm, der bereitwillig angenommen wurde. Desgleichen Alfred Astrid, nur daß Astrid dankend ablehnte: sie gehe nicht gerne untergefaßt. Alfred war es zufrieden: eine

Dame, die einen halben Kopf größer ist, als man selbst, führt sich immer schlecht.

Man hatte bald die Vorstadt erreicht, wo die Schönheit der Sommernacht eigentlich erst zur Geltung kam. Ein beinahe voller Mond goß von dem wolkenlosen Himmel ein mildklares Licht herab, in welchem hier der Giebel, dort die ganze Fassade einer Villa hell heraustraten aus dem bläulichen Schatten, der unter den hochstämmigen Bäumen, zwischen den dichten Bosketts dämmerte. Kein Lüftchen regte sich; kein Laut außer dann und wann eine verschlafene Vogelstimme, die alsbald wieder schwieg. Der Promenadenweg an den Eisengittern der Vorgärten hin war völlig verlassen; in der geisterhaften Stille hätte man leise sprechen müssen, auch wenn das, was gesprochen wurde, nicht, wie es hier der Fall, nur für den bestimmt war, mit dem und zu dem man sprach.

„Wie steht es mit der Reise nach Paris, gnädige Frau?" sagte Willibald, der mit Stella das letzte Paar bildete. „Hat der Herr Professor endlich klein beigegeben?"

„Er denkt nicht daran," erwiderte Stella, „weniger als je."

„Aber er macht sich zum Mörder Ihres wundervollen Talents!"

„Sagen Sie das einem, der an das wundervolle Talent überhaupt nicht glaubt!"

„Das ist unmöglich, gnädige Frau. Wie verrannt — Sie verzeihen mir das harte Wort! — Ihr Herr Gemahl in seine sogenannte Klassicität ist — Ihr Talent zu leugnen ist einfach eine Sünde gegen den heiligen Geist — der Kunst, meine ich."

Stella lachte: „Als ob Sie überhaupt an einen anderen glaubten!"

„Da haben Sie freilich recht; aber einer ist auch genug. Und mein Jammer ist, daß Sie an diesen einen nicht glauben und aus dem Glauben den Mut zu einem raschen Entschlusse schöpfen."

„Zu welchem?"

„Durchzubrennen! Einfach durchzubrennen!"

„Sie sind nicht recht gescheit: eine verheiratete Frau und Mutter von zwei Kindern!"

„Und wenn es sechs wären! In Paris, und nur in Paris, können Sie Ihr Ziel erreichen und werden, was zu werden Sie geboren sind. Ich spreche aus Erfahrung. Was war ich, als ich vor vier Jahren dorthin ging? Der Schüler Ihres Gemahls, das heißt: eine Raupe, die von Leinwand zu Leinwand kroch, jede mit einem granem Gespinst überziehend, das sich für Kunst ausgab, während es doch

nichts war als elendeste Schablonenarbeit, an Wert nicht höher als die Pinselei des ehrenwerten Stubenraphael, von dem unser Wirt vorhin in seinem schauerlichen Toaste so pietätvoll sprach. Eine Woche, nur eine Woche in Paris, und die Schuppen fielen mir von den Augen. Als hätte sie unser Herrgott gestern erst erschaffen, stand die Welt vor mir in Farben von einer Frische, einer Leuchtkraft, wie ich sie in meinen glänzendsten Träumen nicht gesehen! Und nun Sie, die das alles längst schon geträumt — was sage ich — aus diesen Träumen Wirklichkeiten zu machen versucht, bereits gemacht, nur noch einen Schritt haben, das höchste Ziel zu erreichen, und diesen einen Schritt nicht thun wollen — ich verstehe es nicht — ich könnte darüber rasend —"

„Verzeihen Sie!" sagte Stella; „ich möchte ein wenig allein gehen."

Ihr Herz hatte, je länger der junge Mann sprach, immer heftiger zu klopfen begonnen. Sie mußte fürchten, daß er, der ihren Arm und mit dem Arm sie selbst immer näher an sich zog, ihre Erregung merkte und dann sicher in einer mehr für ihn schmeichelhaften als ihr selbst liebsamen Weise deutete.

„Ich habe Sie gekränkt, gnädige Frau," sagte er,

nun einen halben Schritt von ihr entfernt, neben ihr herschreitend.

„Wodurch?“ erwiderte sie. „Kann es jemand kränken, wenn ein anderer, ohne jeden egoistischen Nebengedanken, seine Ueberzeugung ausspricht? Daß Sie sich für mein Talent, für meine künstlerische Zukunft ehrlich interessieren, daran kann ich ja gar nicht zweifeln. Und ich würde auch in Paris sicher Ihres Rates, Ihrer Hilfe nicht entbehren.“

„Aber selbstverständlich!“ erwiderte er lebhaft. „Sie wissen, ich bin nur hier, um meine Bilder bei der Ausstellungskommission durchzudrücken, was, wie Sie wissen, gar kein leichtes Geschäft war. Aber damit bin ich jetzt fertig, und sonst hält mich nichts auf der Welt hier. Im Gegenteil! schon seit einer Woche stehe ich jeden Tag auf dem Sprunge. Und wenn nun gar Sie — Sie —“

„Lassen Sie uns etwas rascher gehen! Die anderen müssen meinen, wir hätten uns wunder welche Geheimnisse mitzuteilen. — Astrid, lauf doch nicht so!“

Astrid und ihr Begleiter standen still, die Nachzügler herankommen zu lassen: Alfred sehr unwillig über die Störung, Astrid froh, ein Gespräch abbrechen

zu können, das zuletzt denn doch eine bedenkliche Wendung genommen hatte.

Auch hier war es der junge Mann gewesen, der, nachdem man eine Zeit lang schweigend nebeneinander hingegangen war, die Unterhaltung begann:

„Darf ich fragen, gnädige Frau, ob Sie Ihrem Herrn Gemahl meine Gedichte gegeben haben?“

„Sie verlangten es.“

„Er hat sie gelesen?“

„Gewiß, da ich ihn darum bat.“

„Und sein Urteil?“

„Wollen Sie es wörtlich haben?“

„Gerade das.“

„Goethe und Schiller können sich glücklich preisen, dies nicht mehr erlebt zu haben.“

„Als ob ich es nicht gewußt hätte!“

„Weshalb mich dann in die Verlegenheit setzen?“

„Ich will es Ihnen sagen. Sie hatten die Güte, meine Gedichte ausgezeichnet zu finden; Sie nannten sie sogar bewundernswert. Von Ihren eigenen Sachen: Ihrem prachtvollen letzten Roman sogar, denken Sie gering und behaupten, in Zweifel zu sein, ob das verwerfende Urteil des Herrn Professors nicht doch das richtige sei. Jetzt ist dieser Zweifel gehoben; jetzt kann Ihnen sein Urteil nicht mehr gelten, als

das des Patriarchen im Nathan: Der Jude wird verbrannt. Jetzt kämpfen Sie nicht mehr für Ihre Person; jetzt kämpfen Sie für die Sache. Für seine Person darf man Konzessionen machen; für die Sache — niemals!"

„Was verstehen Sie unter der Sache?"

„Wie sonderbar Sie fragen! Unsere Sache, die Sache von uns jungen Leuten allen, die wir nicht ersticken wollen in dem verrottenden Sumpf des alten Schlendrians, wie er sich in der Poesie und in jedweder Kunst breit macht; die wir keinen Respekt mehr haben vor Scheinwerten, seien sie auf dem gelehrten Markt noch so hoch normiert, sondern sie umsetzen wollen in wahre Werte. Und es für schimpflich halten, den verstaubten und zermürbten Hausrat unserer Väter hinüberzuschleppen in das neue Jahrhundert. Das wäre Ihre Sache nicht auch?"

„Ja, ja! Aber sprechen Sie bitte nicht so laut!" Und Astrid deutete auf die Gestalten ihres Gatten und seines Freundes, die etwa fünfzig Schritte vor ihnen wandelten, bald im Schattendunkel, bald in hellem Mondlicht.

„Ihre Sache," fuhr der junge Mann fort, jetzt seine scharfe Stimme vorsichtig dämpfend, „ist es sogar früher gewesen als die meine. Ich kasteiete noch

auf der Universität jahrelang mein Gewissen, weil mir mittlerweile denn doch schon einige Zweifel gekommen waren an der allein seligmachenden Kraft der sogenannten Klassiker alter und neuer Zeit, als Sie, wie Sie mir erzählt haben, bereits mit dem ganzen Trödel gründlich aufgeräumt hatten. Freilich, Sie waren in zweifacher Beziehung besser daran als ich: man knebelt Sinn und Verstand der Mädchen ja auch, aber doch nicht ganz so brutal wie bei uns Jungen. Sodann: Sie sind eine Dänin —"

„Nur von Mutterseite."

„Und tranken so mit der Muttermilch die Liebe zur Natur: zu dem, was ist; und den Haß gegen die Unnatur: gegen das, was nur so thut, als ob es etwas sei. Sie wuchsen nicht auf unter der grauenhaften ästhetischen Depression des Goethe-Schiller-Fetischismus. Wenn nicht an Ihrer Wiege, so doch um den Schauplatz Ihrer Mädchenspiele standen die lebensvollen Gestalten eines Ibsen, Björnson, Arne Garborg. Sie haben mir erzählt, wie Sie mit Dostojewskis Raskolnikow auf Ihr Kämmerlein geschlichen sind, um beim spärlichen Licht Ihres Lämpchens die wundersamste und zugleich wahrste aller Geschichten zu lesen."

„Es waren schöne Zeiten," sagte Astrid leise vor sich hin.

„Und sie können wieder kommen, werden wieder kommen, warten ja nur auf Sie. Nur auf den Moment, wo Sie mit einem Ruck die Fesseln brechen, in die sich Ihre freigeborene Seele niemals hätte schlagen lassen sollen; nur schlagen lassen konnte, weil Sie sich selbst vergessen hatten und was Sie sich schuldig waren. O, gnädige Frau, wenn ich etwas über Sie vermöchte; wenn der Genius, der mir über die Schulter blickte, als ich meine Gedichte schrieb, und dessen Antlitz Ihre himmlisch schönen, geliebten Züge trug —"

„Still!" flüsterte Astrid mit fliegendem Atem. „Sie sind dicht hinter uns. Und kein Wort mehr! Nein, nein! Nicht heute und nie wieder — nie!"

Die junge Frau hatte sich auf den Zuruf Stellas, der hinter ihnen ertönte, rasch gewandt.

„Wir laufen gar nicht; nur ihr kriecht wie die Schnecken. — Arnold!"

„Eilhardt!" sekundierte Stella, die jetzt mit Willibald heangekommen war.

Die beiden Rufe klangen beklommen, fast ängstlich. Kein Wunder, daß die voranschreitenden Gatten sie nicht hörten.

freilich auch nicht gehört haben würden, hätten die Damen lauter gerufen. Man konnte, wenn auch Arnolds stattliche Gestalt sich ruhig weiter bewegte, aus des bedeutend kleineren und schmächtigeren Eilhardts lebhaften Gestikulationen leichtlich abnehmen, daß es sich in ihrem Gespräch nicht um gleichgültige Dinge handelte.

„Dann verstehe ich schließlich nicht, weshalb du sie geheiratet hast!“ rief Eilhardt.

„Nach deinen eben gehörten Jeremiaden hätte ich mindestens das Recht, die Frage, die in deinem Ausruf liegt, zurückgegeben,“ erwiderte Arnold.

„Jeremiaden, lieber Freund, scheint mir denn doch ein etwas starker Ausdruck für die Sorge, die ich mir um Stellas künstlerische Zukunft mit Fug und Recht mache. Das — ich meine: unsere allerdings in letzter Zeit unbequem lebhaft hervortretenden und sich äußernden Meinungsverschiedenheiten in künstlerischen Dingen — das hat mit unserem ehelichen Leben — unserer Liebe, wenn du willst — schlechterdings nichts zu thun — schlechterdings nichts. Während ich aus deinen Reden in der That schließen muß —“

„Ich habe, soviel ich mich erinnere, auch nicht ein Wort geäußert, das dich zu einem Schluß berechtigte, der für Astrid und mich so wenig schmeichelhaft ist.“

„Dann freilich habe ich dich völlig mißverstanden.“

„Es scheint so.“

Die beiden Männer machten schweigend ein paar lange Schritte. Plötzlich blieb Eilhardt stehen.

„Höre, Arnold!“

„Was?“

„Es war ein reichlich alberner Toast, den unser guter Emerich da vorhin verbrochen hat. Ich pfeife auf seine unendliche Melodie. Unendliche Melodie! unendlicher Unsinn! Der liebe Gott mag sich in unendlichen Melodien wiegen; wir armen Teufel von menschlichen Künstlern müssen heilfroh sein, wenn wir eine — eine zur Zeit meine ich — fertig kriegen, ohne daß uns der Atem darüber ausgeht. Aber das wollte ich nicht sagen. Womit fing ich doch an?“

„Mit Emerichs Toast.“

„Ja so! Ich wollte sagen, in einem hatte er doch recht. Wir — ich spreche jetzt nur von uns beiden — sind Freunde von den ersten Hosen an — geschworene Freunde auf Tod und Leben. Da ist es denn gar nicht schön von uns, als alte Knaben, die wir nun geworden sind, miteinander Versteckens zu spielen, wie wir es eben gethan haben.“

„Ich wüßte nicht, daß ich —“

„Laß mich aussprechen! Wie darf ich von dir

Offenheit erwarten, wenn ich mit der Wahrheit hinter dem Berge halte? dir einreden möchte, daß ich mich kreuzwohl in meiner ehelichen Haut fühle, während — na, in Kuckucks Namen, wirst du mich nun endlich verstanden haben?"

„Ich habe dich von Anfang an verstanden," sagte Arnold dumpf.

„Na also!"

Wieder machten die Freunde ein paar Schritte schweigsam, bis Eilhardt, diesmal ohne stehen zu bleiben, mit einem tiefen Seufzer abermals begann:

„Es ist unbegreiflich! Wesen, sie beide, wie für uns geschaffen! Unsere Lieblingsschülerinnen! Stella, die ich mir herangebildet, überhaupt erst zu etwas gemacht habe! Deine Frau, die an dir hinaufsah wie zu einem der ewigen Götter! Und jetzt! Du weißt — vielmehr: du weißt nicht — du bist ja schon seit Wochen nicht in meinem Atelier in der Akademie gewesen —"

„Ich stak so tief in der Arbeit —"

„Natürlich. Also ich habe von den vier großen idealen Landschaften für das Hamburger Museum — ich erzählte dir davon —"

„Ich erinnere mich —"

„Die Kartons zu dem Frühling und Sommer

fertig. Stella war während meiner Arbeit gelegentlich ab- und zugegangen, wenn sie gerade einmal in der Stadt zu thun hatte, ohne ein Sterbenswort zu sagen. Heute vormittag, ich hatte eben den letzten Strich an dem Sommer gemacht, kommt sie wieder herein — notabene: nur einer Wirtschaftsfrage wegen. Ich antworte. Sie will zur Thür hinaus, ohne einen Blick auf meine Kartons geworfen zu haben. Das ging mir denn doch über den Spaß. ‚Nun?‘ sage ich. ‚Was?‘ sagt sie. ‚Wie findest du es?‘ Sie dreht den Kopf halb um, sieht sich die Geschichte den tausendsten Teil einer Sekunde an und sagt, über die Schulter, so zwischen Thür und Angel, weißt du: ‚Frühling und Sommer — sehr schön! Hüte dich nur vor dem dritten!‘ ‚Vor welchem dritten?‘ ‚Davor, daß die Langeweile bleibt!‘ Und 'raus ist sie. Was sagst du dazu?"

„Solamen miseris —“ murmelte Arnold.

„Was ist das?"

„Ein Wort Vergils: Leidgenossen gehabt zu haben, sei ein Trost im Leiden."

„Kurioser Trost das! Oder hättest du eine ähnliche Erfahrung gemacht?"

Arnold kämpfte mit seinem Stolz, ob er dem Freunde gestehen solle, daß er vor einigen Tagen

nicht nur Aehnliches, sondern das Gleiche erfahren, wenn es nicht noch schlimmer und herzkränkender war. Er hatte Astrid eine Novelle, an der er längere Zeit gearbeitet und welche er eben beendet hatte, übergeben mit der Bitte, sie zu lesen und ihm ihr Urteil zu sagen. Nach ein paar Stunden, die er in gespannter Erwartung zugebracht, war sie in sein Zimmer gekommen, hatte das Manuskript neben ihm auf den Arbeitstisch gelegt nnd sich schweigend wieder entfernen wollen, genau so, wie Stella aus Eilhardts Atelier. Und genau wie Eilhardt hatte er gefragt: „Nun?" Und genau so wie Stella — zwischen Thür und Angel — sie geantwortet: „Lobe ich deine Novelle, lüge ich; tadle ich sie, ärgerst du dich; lügen kann ich nicht; ärgern will ich dich nicht. Also schweige ich." — Und damit war sie zum Zimmer hinausgewesen.

Arnolds Herz krampfte sich zusammen, während mit Blitzesschnelle die Erinnerung der peinlichen Scene durch seine Seele fuhr. Und in Stellas Anspielung auf Schillers Wort über die Minnesänger war doch wenigstens Witz; überdies: so ganz unrecht hatte sie nicht; während Astrids Antwort, abgesehen von der Grausamkeit, nichts enthielt als bare, kahle Ungerechtigkeit. Und eine solche Demütigung sollte

er eingestehen? Nimmermehr! Indessen das Solamen miseris, das ihm wider Willen entschlüpft war, wollte erklärt sein.

„Wie man es nehmen will," erwiderte er mit gespieltem Gleichmut. „Ich habe mich allerdings daran gewöhnen müssen, aus Astrids Mund — im Gegensatz zu früher — über meine Produktionen hin und wieder ein zweifelndes, vielleicht gar tadelndes Wort zu hören. Woraus ich aber nur den Schluß ziehe, daß sie mit meinen größeren dichterischen Zwecken nicht in demselben Maße gewachsen ist."

„Sehr bequem!" brummte Eilhardt.

„Bitte: nur in der Ordnung. In der Dichtkunst giebt es sehr verschiedene Höhengrade, und man kann von niemand verlangen und erwarten, er werde, oder vermöge höher zu steigen, als seine Kräfte ihn tragen."

„So klar wie zwei mal zwei vier. Uebrigens tout comme chez nous," brummte Eilhardt.

„Nicht so ganz, jedenfalls nicht hinsichtlich der Kritik, um die es sich doch hier in erster Linie handelt. Die Poesie lebt und webt in dem Unsichtbaren; in einer Welt von Gedanken und Empfindungen, die sich nur dem Denken, dem Gefühl erschließt; in Bildern, die nur des Geistes Auge sieht. Können Denken und Fühlen nicht mehr mit, ist es auch mit dem

geistigen Schauen vorbei. Das ist Astrids Fall gegenüber meinen letzten poetischen Produktionen. Die Malerei lebt im Sichtbaren, vom Sichtbaren. Was da zu sehen ist, kann jedes wohlorganisierte Auge sehen und — beurteilen. Eure Kunst hat, so zu sagen, keine Geheimnisse. Wenn also deine Frau —"

„Nun wird's Tag!" rief Eilhardt. „Donner und Hagel! Ich hätte nicht geglaubt, aus deinem Munde so ein — so einen — na! ich kann den parlamentarischen Ausdruck — Keine Geheimnisse? die Malerei? tausend hat sie, hunderttausend so viele, daß man immer von neuem schwindelig wird, wenn man davor steht. Aber du sagst das ja auch nur, um mich zu ärgern."

„Wüßte nicht, aus welchem Grunde."

„Weil du recht gut weißt, daß ich auf die Schriftstellerei deiner Frau keineswegs so hochmütig herabsehe wie du."

„Genau so, wie ich die Malerei deiner Frau besser zu würdigen weiß als du."

„Nur daß ich in meinem Urteil hinsichtlich des Talentes deiner Frau keineswegs allein stehe."

„Gerade so, wie ich in dem hinsichtlich des Talentes der deinigen."

„Ich habe meiner Frau noch nie ein großes Talent abgesprochen!“ rief Eilhardt heftig.

„Dasselbe kann ich vice versa von mir mit gutem Gewissen sagen,“ erwiderte Arnold.

„Aber Stella ist auf einen falschen Weg geraten — einen niederträchtig falschen Weg.“

„Gerade wie Astrid,“ gab Arnold zurück.

„Und der damit enden wird, daß ihr Talent vor die Hühner geht.“

„Ich trage mich mit der schwersten Sorge für Astrids schriftstellerische Zukunft.“

„Ein wahres Glück, daß der Mensch, der Willibald, nach Paris zurück will.“

„Du hältst seinen Einfluß auf Stella für schädlich?“

„Unbedingt. Der Mensch hat ja ein fabelhaftes Talent; aber verrückt, verrückt, verrückt!“

„Ganz wie Alfred.“

„Und zu denken, daß wir in beiden unsere eifrigsten Jünger sahen!“

„Gerade wie in unseren Frauen unsere hoffnungsvollsten Schülerinnen!“

„Man könnte rappelig darüber werden.“

„Es ist sehr traurig.“

Die beiden Freunde standen an den dicht neben-

einander befindlichen niederen eisernen Gitterthüren zu den kleinen Vorgärtchen ihrer unter einem gemeinschaftlichen Dach ruhenden kleinen Häuser; hatten beide gleichzeitig die Schlüssel hervorgeholt und waren zu gleicher Zeit mit dem Aufschließen fertig geworden. Jetzt zum erstenmal sahen sie sich nach den anderen um, die, nun zu einer Gruppe vereint, den mondbeschienenen Promenadenweg langsam heraufkamen.

„Avanti! avanti!“ rief Eilhardt ungeduldig.

Und dann, sich wieder zu dem Freunde wendend, der gesenkten Hauptes drei Schritte von ihm vor der aufgeschlossenen Thür stand, leise, verlegen lächelnd: „Höre, Arnold!“

„Was?“

„Differenzen in der Kunstanschauung und der Technik und so weiter — die haben doch mit der Liebe absolut nichts zu thun. Meinst du nicht auch?“

Arnold hob den Kopf: „Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, ist die Quintessenz wahrer Freundschaft, sagt Sallust.“

„Ach, was verstand der alte Kerl davon! Ueberdies: hier handelt es sich nicht um die Freundschaft, sondern um die Liebe.“

„Freundschaft ist der Liebe bester Teil.“

„Weißt du, Alter: In dem Punkte denke ich anders. — Na, kommt ihr endlich?“

„Wenn ihr so rennt!“ sagte Stella.

„Die Damen sind ganz außer Atem,“ sagte Willibald, Stella einen Kragen, den er für sie getragen hatte, zurückgebend.

Eilhardt bemerkte von der Atemlosigkeit nichts. Wohl aber fiel ihm auf, daß die beiden Frauen und ebenso ihre Begleiter kreidig bleich aussahen mit einem leisen Stich ins Bläuliche. Zweifellos Wirkung des hellen Mondscheins. Dann aber mußte er in der „Zaubernacht“, die er für die Ausstellung bestimmt hatte, die Gesichter und Leiber der Elfen, welche über der Waldwiese im Reigen schwebten, entschieden heller machen. Sehr fatal! Die Bilder mußten übermorgen mittag spätestens eingeliefert sein, und die Uebermalung von einem halben Dutzend Gestalten war keine Kleinigkeit. Aber ehe er sich wieder „die braune Sauce“ vorrücken ließ —

„Gute Nacht allerseits!“ rief er, Stella hastig durch die Gitterthür schiebend, die er klirrend ins Schloß warf.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die beiden Ehepaare waren in ihren Häusern

verschwunden; Willibald und Alfred traten den Rückweg zur Stadt an.

* * *

Es war ein langer Weg, der dadurch nicht kürzer wurde, daß keiner der jungen Leute ein Wort sprach, bis sie mit Hilfe eines späten Pferdebahnwagens, den sie auf der Hauptstraße der Vorstadt glücklicherweise antrafen, zum Platz am Dom gelangten, wo sie sich trennen mußten; Willibald hatte Atelier und Wohnung drüben in der Neustadt, Alfred hauste hier, nahe bei seiner Redaktion, in einer der engen Querstraßen.

Sie standen auf dem Pflaster, reichten einander die Hände und hatten bereits mit einem: „Gute Nacht!" — „Schlafen Sie wohl!" eine halbe Wendung zum Gehen gemacht, als Alfred sagte: „Das heißt: eigentlich könnten wir doch noch ein Glas Bier zusammen trinken."

„Mir recht," sagte Willibald. „Wo?"

„Das neue Café auf der Terrasse ist jedenfalls noch auf."

„Meinetwegen."

„Vorausgesetzt, daß Sie in der angenehmen Lage sind, für mich bezahlen zu können. Ich habe heute

abend mein letztes Markstück als Trinkgeld und eben meinen letzten Nickel in der Pferdebahn ausgegeben."

„Ich bin in der angenehmen Lage."

„Dunque: andiamo!"

Ein paar Minuten später saßen sie in der Veranda des Café an einer geschützten Stelle, vor sich den breiten dunklen Strom, über welchen von den Lichtern der Brücke lange rötliche Streifen zu ihnen herüberzitterten. Der Mond war schon so weit nach Westen gerückt, daß sie ihn hinter sich hatten und nur seinen Wiederschein auf den hellen Wänden der langgestreckten Gebäude drüben am Ufer sahen. Ein verspäteter Dampfer kam den Fluß herabgeschaufelt. Er mußte eine heimkehrende Vergnügungsgesellschaft an Bord haben: Verdeck und Masten waren mit bunten Lampions ausgeputzt, zwischen und unter denen sich festlich gekleidete Menschen bewegten.

„Könnte man das nun malen?" sagte Alfred, mit einer Handbewegung über das nächtliche Bild hin, das sich vor ihnen breitete.

„Heute kann man alles malen, muß es können," erwiderte Willibald. „Daß man es muß und kann, ist ja eben die Signatur des Impressionismus, unter dessen Zeichen wir augenblicklich stehen."

„Wie lange wird der Augenblick dauern?"

„Wer kann's wissen? So viel ist sicher: in die Scheinkunst, die der brave Eilhardt mit heißem Bemühen treibt, werden wir nicht wieder zurückfallen. Die ist abgethan für immer — sacredié!“

„Wie die Sorte Poesie, die der wackere Arnold in seinen Gedichten und Novellen verzapft. Prost!“

„Prost!“

Die jungen Männer thaten einen tiefen Trunk aus den Seideln, die der Kellner eben vor sie hingestellt hatte, und rauchten eine Weile schweigend. Der Dampfer hatte an dem Quai angelegt; ein Teil der Vergnügungsfahrer — Damen und Herren — waren die Terrasse heraufgekommen, das vorhin beinahe leere Café mit plaudernden, lachenden Gruppen dicht besetzend.

„Die Leutchen haben sich entschieden besser amüsiert als wir uns heute abend,“ sagte Alfred verdrossen.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Willibald; „ich bin auf meine Kosten gekommen. Sie freilich —“

„Was meinen Sie?“ fragte Alfred, den Kopf hebend und den Freund mit einem ärgerlichen Blick ansehend.

„Mon dieu, rien du tout!“ erwiderte Willibald in gleichgültigem Ton, die Asche von seiner Cigarrette abschnellend. „Will sagen: gar nichts, wenn Sie

mein offenes Geständnis beleidigt, daß ich Sie um Ihre flirtation mit der Arnold nicht ausschweifend beneide."

„Und doch sollten Sie, als Maler, von Rechts wegen zu den Bewunderern ihrer Schönheit gehören."

„Gebe zu: der alte Goethe würde davor Kopf gestanden sein: Juno Ludovisi und so weiter! Nein, mon cher, darüber sind wir denn doch jetzt, Gott sei Dank, hinaus. Sie etwa nicht?"

„Wenn ich ehrlich sein soll —"

„Ausnahmsweise —"

„Sparen Sie Ihre Sarkasmen! In einem Glashause wirft man nicht mit Steinen. Und das, in dem Sie wohnen, ist durchsichtig genug. Was gilt die Wette: die Eilhardt ist Ihnen nicht eine Linie höher ans Herz gewachsen, als mir die Arnold."

„Verloren! Ich bin einen guten halben Kopf größer als Stella, während Sie um ebensoviel —"

„Sie wissen recht gut, was ich meine."

„Natürlich weiß ich es, mais que voulez-vous? Wenn man unterwegs ist, nimmt man mit, was sich am Wege findet. Ich will nur noch die Eröffnung der Ausstellung abwarten und meinen Triumph über die Hammelherde hier einheimsen — dann geht's wieder nach Paris."

„Mit Frau Stella?“

„Sie sind nicht recht gescheit.“

„Möglich. Aber ich erfreue mich sehr scharfer Ohren, und vorhin unterwegs erhoben sie Ihre süße Stimme ein paarmal so laut —“

„Daß Sie den Mut zu der zwanzigsten Liebeserklärung Ihres Lebens fanden.“

„Warum gerade zur zwanzigsten?“

„Langt es nicht?“

„Mein Gott, dergleichen zählt man doch nicht;“ erwiderte der Dichter, an dem spärlichen blonden Schnurrbärtchen zupfend. „Uebrigens für eine junge schöne Frau immer noch der beste Trost in ihren Herzensnöten.“

„Sehr wahr! Nur daß es kein ganz ungefährliches Metier ist. Es sollen Fälle vorkommen, wo die Trostbedürftige den Tröster beim Wort nimmt.“

„Das wäre —“

„Des Teufels. Amen. Wir trinken doch noch ein Glas? Kellner!“

Frisches Bier war gebracht; die Freunde rauchten und tranken ein paar Minuten nachdenklich.

„Es ist eigentlich sehr wunderlich,“ begann Alfred von neuem.

„Was?“ entgegnete der Künstler, sich eine neue Cigarette anzündend.

„Sie erinnern sich, als ich vor vier Jahren hierherkam, hatte Eilhardt eben geheiratet. Sie waren, auf dem Sprunge nach Paris, nur noch hier geblieben, die Hochzeit mitzumachen. Sie schwärmten für die junge Frau, Ihre Mitschülerin; aber auch für den Professor, Ihren Lehrer. Sie sagten: das ist doch einmal eine Ehe nach dem Herzen Gottes! Bei Gott, das haben Sie gesagt! Ich weiß genau noch, wann und wo. Es fiel mir heute abend ein, als der Mann der unendlichen Melodie mit der ihm eigenen Bruststimme der Ueberzeugung das eheliche Glück der Freunde sang, und Sie mir einen Ihrer gräßlichen ironischen Blicke zuwarfen.“

„Der nur der scheinheiligen Miene galt, mit der Sie zuhörten.“

„Das beiseite. Mir, als Psychologen, geht die Sache wirklich im Kopf herum. Ich schätze in Ihnen einen scharfen Beobachter.“

„Sehr gütig.“

„Und der, wenn man ihm glauben darf, so viele Liaisons —“

„Bitte! keine Revanche!“

„Gehabt hat, daß er einige Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt haben muß.“

„Mit denen ich nicht zurückhalten will,“ sagte der Künstler, seinen Henriquatre streichelnd. „Damit aber der Respekt, den Sie vor meiner Weisheit haben, oder zu haben vorgeben, ins Ungemessene wachse, muß ich den zu lösenden Knoten erst noch etwas fester schürzen. Also passen Sie auf! Die beiden heirateten sich vor vier Jahren, weil sie einander so ähnlich waren, und sie stehen jetzt auf dem Punkte, sich zu trennen — aus genau demselben Grunde.“

„Ich finde keine Spur von Aehnlichkeit!“ sagte Alfred.

„Weil Sie nicht tiefer sehen! Die einzige Differenz, die ich Ihnen zugestehe, ist die der Jahre: er war vierzig, als sie heirateten, sie knapp zwanzig. Das spielt aber gar keine Rolle. Au contraire! ich möchte sagen: es ist im allgemeinen nur eine Garantie mehr für die Solidität der betreffenden Ehe. Aber im übrigen! Sind nicht beide die leichtlebigsten, lachlustigsten Menschen von der Welt? nicht jeden Augenblick bereit, auf den allergrößten Unsinn einzugehen? völlig gleich unfähig, ein steifstellig regelrechtes Leben zu führen? beide nicht, wie die Kinder, die nach allem, was glänzt, die Hände ausstrecken? Hände,

durch deren Finger, wenn sie ausnahmsweise was haben, das Geld wie Quecksilber läuft? Lieber Freund, solche Aehnlichkeit mit einem anderen, wenn man mit dem anderen verheiratet ist — c'est plus fort que nous, das hält kein Mensch aus. Das fällt furchtbar auf die Nerven; wirkt grauenhaft, wie Doppelgängerei. Begreifen Sie das?"

„Sehr gut. Aber —"

„Lassen sie mich ausreden! Sie wollen sagen: aber was den Leutchen vor vier Jahren Zuckerbrot war, kann ihnen doch nicht auf einmal wie Galle schmecken. Auf einmal gewiß nicht; desto sicherer peu à peu, im Laufe der Zeit, vielleicht nicht einmal einer so gar langen. Ich war ja fern von Madrid, während die Geschichte spielte; dennoch mache ich mich anheimisch, die einzelnen Phasen der Metamorphose zu schildern, als wäre ich beständig zugegen gewesen. Apropos, ein ausgezeichnetes Thema für einen Romancier, das ich Ihnen dringend empfehle! Also zuerst närrische Freude an dem Spiegelbilde, das alle Faxen und Grimassen genau so macht, wie man selber. Was das amüsant ist! Immer vorher zu wissen, was der andere denkt, in der nächsten Sekunde sagen wird! Weil man selbst es denkt, selbst zu sagen in Begriff ist! A tempo zu lachen, a tempo zu wei-

nen! Welch ein Zuwachs zu der eigenen Existenz! Die reine Verdoppelung! Dahinrollen in einem Wagen, dessen Gummiräder jeden Stoß abfangen! Bis — ja! bis man in all der Molligkeit sanft einschläft. Es soll Eheleute geben, die das ganz gut vertragen und bis an ihr seliges Ende so weiter schlafen. Mein braver Professor ist vielleicht von der Sorte; Frau Stella schuf die Natur aus anderem Stoff — Gott sei Dank! Für sie kam der Augenblick des Erwachens; der Augenblick, wo sie sich darauf besann, daß sie denn doch etwas für sich selbst bedeute, doch etwas mehr als ein Echo ihres Mannes sei, und ebensowenig ein Echo zum Mann haben wolle. Dies war die differenzierende Krisis. Wie sie zum faßlichen Ausdruck bringen für sich selbst und für die anderen — welches zweite Item in diesem Falle eine fast noch größere Rolle spielt als das erste? Sehr einfach: der Schlag mußte da geführt werden, wo er den Gegner — denn zu dem war der brave Gatte mittlerweile avanciert — am tödlichsten traf: auf dem Gebiete der gemeinschaftlichen Kunst. Hier waren die Gefolgschaft, die Abhängigkeit, die Sklaverei der sogenannten Seelengemeinschaft am größten gewesen — hier mußte die Revolution ausbrechen. Hatte sie vorher Landschaften gepinselt à la Rott-

mann, Preller, Schirmer e tutti quanti, wie der wackere Eilhardt; und war es ihr Triumph gewesen, daß man die beiderseitigen Platitüden kaum noch unterscheiden konnte, mußte sie sich jetzt auf Genre und Porträt werfen. Und so war ihr nicht minder plötzlich die Bedeutung des Freilichtes aufgegangen, und daß die Malerei noch andere Zwecke habe, als den Philister in seinem faulen Frieden mit sich selbst und der Welt zu bestärken. Sehen Sie, das ist die Geschichte von Stellas künstlerischer Emancipation, nebenbei mutatis mutandis von tausend Frauenemancipationen. Und wenn ich bedenke, wie wenig, wie eigentlich gar keine Gelegenheit sie hier gehabt hat, ein anständiges Bild zu sehen; nie einen Schritt nach Paris hineingethan; die kolossalen Werke von Millet, Rousseau, Bastien Lepage und all der göttlichen Kerle nur von Hörensagen, oder höchstens aus schlechten Stichen oder noch schlechteren Photographien kennt und es doch auf eigene Hand immerhin so weit gebracht hat — da muß ich sagen: Hut ab vor der kleinen energischen Person! Sie wird es weiter bringen als Marie Baskirtscheff es je gebracht hätte — trotz alledem."

„Wer ist das: Marie Baskirtscheff?"

„Ein Engel in Menschengestalt, den die neidischen

Götter wieder für sich haben wollten. Sie müssen ihr ‚Journal‘ lesen. Es ist eben herausgekommen. Im Augenblick hat es Stella. Sie soll es Ihnen geben, wenn sie damit durch ist. Aber Sie haben mir für den prachtvollen Romanstoff, den ich Ihnen gratis gegeben habe, noch nicht einmal gedankt.“

„Leider kannte ich ihn schon.“

„Das wäre!“

„Und hätte Ihnen die Geschichte ebenso gut erzählen können, nur daß personae dramatis bei mir Professor Arnold und Frau Astrid heißen, und der Kampf nicht um die Malerei, sondern um die Litteratur entbrannt ist.“

„Hm!“ sagte Willibald. „Habe mir etwas derart gedacht; aber während der Zeit hier mit meinen eigenen Angelegenheiten ein bißchen viel zu thun gehabt. Also auch in dem Quartier! Freilich: die beiden Menagen sind unter einem Dach! dergleichen brennt durch die Feuermauer. Na, dann knöpfen Sie sich auf und erzählen alles ab ovo! Sie wissen, ich habe Frau Astrid erst jetzt kennen gelernt.“

„Kam ja auch, als Sie schon ein Jahr oder so fort waren.“

„Aus Dänemark?“

„Ja, aus Kopenhagen. Ihr Vater ist ein Deut=

scher, der sich da angesiedelt hat — Schiffsbauer, Reeder — etwas derart — klotzig reich, nehme ich an. Ihre Mutter war eine Dänin — ist ziemlich früh gestorben. Der Vater hat zum zweitenmal geheiratet — wieder eine Dänin. Scheint kein besonderes Einvernehmen zwischen den beiden Damen — will sagen: Astrid, die inzwischen erwachsen war, und der jungen Stiefmutter — geherrscht zu haben —"

„Kommt vor," schaltete Willibald ein.

„Der Vater, ein Schwächling, —"

„Va sans dire —"

„Unter dem Pantoffel der Frau — kurz: sie hatte es satt; und da sie völlig unabhängig war —"

„Schöne Sache, das! Durch die Mutter?"

„Die in einer guten Assiette gewesen sein muß, und deren einziges Kind sie war. — Aber, Willibald, wenn Sie mich beständig unterbrechen —"

„Eine schlechte Gewohnheit! Verzeihen Sie! soll nicht wieder geschehen. Bitte, fahren Sie fort!"

„Sie haben mich ganz aus dem Text gebracht. Wie weit war ich eigentlich?"

„Bis zum Durchbrennen von Frau Astrid."

„Richtig. Und ein eigentliches Durchbrennen war es auch: eines schönen Morgens war sie aus dem Hause verschwunden über Hamburg, Berlin hierher."

„Die Unglückliche! Pardon! ich soll Sie nicht unterbrechen! Nur wenn ein Mensch das grenzenlose Pech hat, hierher verschlagen zu werden —"

„Zu wem sagen Sie das! Habe ich doch während dieser vier Jahre xmal da unten am Quai gestanden und ernsthaft überlegt, ob es nicht angezeigt sei, ins Wasser zu gehen, bevor man völlig blödsinnig wird. Ah! Ich konnte und kann von mir mit Ovid sagen: Barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli."

„Darf ich Sie darauf aufmerksam machen, daß jetzt Sie es sind, der von der Geschichte abschweift?"

„Bitte! das ist keine Abschweifung: in dem schauderhaften Gefühl dieser luftleeren Einsamkeit und Vereinsamung haben Sie und ich uns gefunden."

„Natürlich: les beaux esprits — Aber wie war die junge Dame gerade hierher geraten?"

„Sie hatte hier zur Zeit eine Tante mütterlicherseits wohnen, die aus Petersburg, wo sie für gewöhnlich lebte und jetzt wieder lebt, hierher gekommen war, Deutsch zu lernen. Sie wissen, daß Ausländer massenhaft zu demselben Zwecke hier sind."

„Und mit langen Ohren den gräßlichsten Jargon einsaugen, der gesprochen wird, soweit die deutsche Zunge klingt. Kam Fräulein Astrid in derselben löblichen Absicht?"

„Nein. Auch der Besuch der Tante war nur Nebenzweck. Der eigentliche war — Sie raten es nicht!“

„Den genialsten Vertreter der jüngsten Schule in Deutschland kennen zu lernen?“

„So konnte man mich damals noch nicht nennen, und von dem wenigen, was ich publiziert, hatte sie kein Wort gelesen. Dafür — Sie werden lachen! — schwärmte sie für Arnold, dessen Bonbon-Gedichte sie auswendig konnte, dessen Rührbrei-Novellen sie sogar ins Dänische übersetzt hatte. Wie das möglich gewesen, trotzdem sie mit der großartigen skandinavischen Litteratur, so zu sagen, aufgewachsen — mir ist es unbegreiflich; und sie begreift es nachträglich auch nicht mehr; meint: der schöne Stil, die glänzende Diktion. Möglich: so was imponiert ja den Ausländern, die vorläufig den Körper einer fremden Litteratur für die Seele nehmen. Kurz und gut: sie wollte ihn persönlich kennen lernen. Das ließ sich sehr leicht ausführen. Sie wissen — oder wissen auch nicht — Arnold hielt damals, wie in jedem Winter, eine Reihe von Vorlesungen über deutsche Litteratur vor einem Publikum von Herren und Damen. Alles, was in diesem Nest auf Bildung Anspruch macht, war da: der Adel, der Hof selbst, — tout le monde. Sie

haben ihn heute abend sprechen hören. Das war doch nur eine schwache Probe. Er braucht, wie alle diese pathetischen Menschen, viel Wind in seine Segel und tiefes Fahrwasser. Dann kann man was zu hören bekommen — vollendete Perioden, wissen Sie, sich hebend, senkend, wie atlantische Wogen. Und auch was zu sehen, wenn er sich voll aufrichtet und, den Kopf zurückwerfend —"

„Er ist in der That ein auffallend schöner Mensch."

„Ganz in dem Genre von Astrid, die Sie vorhin nicht schön fanden."

„Davon später. Bitte, fahren Sie fort!"

„In einer der ersten Reihen saß sie, immer auf demselben Fleck. Sie war mir gleich in der ersten Vorlesung aufgefallen, und ich hatte es so einzurichten gewußt, daß ich in den folgenden stets an der Wand in einem Seitengange, nur ein paar Schritte von ihr entfernt, zu stehen kam und sie genau beobachten konnte."

„Kann mir denken: love's labour lost."

„Für damals. Kunststück, wenn sie mich überhaupt nicht sah, keinen Blick von ihm wandte — die reine Hypnose! Gegenseitig — natürlich. Von der dritten Vorlesung an durch alle folgenden sprach er nur noch für sie. Meinte jedesmal: jetzt wird er

nicht mit ‚Meine Damen und Herren‘, sondern mit: ‚Meine Teuerste, Geliebteste, Einzigste‘ oder dergleichen anfangen. Gab böses Blut, das. Waren doch die Frauenzimmer ohne Ausnahme in den ‚schönen Mann‘ bis über die Ohren verschossen. Und nun wollte der Zufall, daß er an einem der nächsten Abende auf die Promessi sposi zu sprechen kommen mußte. Hätten das Getuschle und Gekicher hören sollen! Glaubte, ein paar der jungen Damen würden hinter ihren Taschentüchern ersticken. Das hat den Ausschlag gegeben. Zwei Tage später schickten sie die Verlobungsanzeigen herum. Frau Astrid versteht keinen Spaß.“

„Dann würde ich mir auch keinen mit ihr machen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich das thue?“

„Auf einmal? Auch gut! Das heißt: um so schlimmer für Sie, wenn es Ihnen Ernst ist. Warum? Weil Sie selber keinen Spaß zu goutieren wissen, wie Ihre beleidigte Miene eben beweist. Revenons à nos moutons! Wann wurde denn bei Frau Astrid der Oppositions-Bacillus lebendig?“

„Knapp ein Jahr nach der Verheiratung. Da gab sie mir eine Novelle zu lesen — das diametrale Gegenteil von dem, was sie bis dahin hier und da in diversen journalistischen Kleinkinderbewahrungsan-

stalten sich geleistet — unter einem fremden Namen übrigens —“

„Weshalb das?“

„Er wollte von ihrer Schriftstellerei nichts wissen.“

„Der Esel!“

„Und hatte nur unter dieser Bedingung seine obrigkeitliche Erlaubnis gegeben.“

„Heilige Marie Baskirtscheff! das wäre so was für dich gewesen! Also die neue Novelle? Aus einem anderen Ton? Wie?“

„Ich hätte darauf schwören mögen, daß sie sie nicht geschrieben. Stil, Diktion — alles anders — toto genere. Und das Sujet! Donnerwetter! Unsereiner hätte das nicht gewagt.“

„Kenne das. Wenn diese korrekten Damen erst die Kappe vom Kopf haben, werfen sie sie auch gleich über die höchsten Dächer. Der Herr Professor war außer sich? Natürlich!“

„Natürlich. Aber es ging nicht so schnell. Ich bat sie, die Tollheit nicht drucken zu lassen. Da kam ich schön an. Dann hatte ich ein Kreuz und Elend, die Sache unterzubringen, bis ein neues Journal auftauchte, das in seiner ersten Nummer mit ganz was Pikantem debutieren wollte. Daß Arnold, als

er dahinter kam, nicht der Schlag gerührt hat, wundert mich noch heute."

„Für Sie kann das auch keine beneidenswerte Situation gewesen sein."

„War nicht so schlimm. Der Professor wußte nicht — und weiß noch heute nicht —, daß ich die Hand im Spiel gehabt hatte und habe. Jetzt ist das übrigens leichte Arbeit: ich werde ihre Sachen mit Kußhand los."

„Aber die Pseudonymität hat doch in diesem Klatschnest nicht lange vorhalten können?"

„Hat sie auch nicht. Man steckt eben den Kopf in den Sand; der Professor am tiefsten. Und damit ist es nun auch zu Ende. Sie will durchaus ihre nächste Arbeit unter ihrem wirklichen Namen herausgeben."

„Das kann ja ganz amüsant werden. Nun, Alfred, sagen Sie mir nur noch eines, bevor uns der Kellner die letzte Flamme ausdreht: Sie waren doch, soviel ich weiß, auch nicht immer so weit links wie heute?"

„Mein Gott, es muß doch jeder erst einmal die Kinderschuhe austreten! Sie haben auch nicht mit dem Impressionismus angefangen."

„Freilich. Ohne Lehrgeld geht es nicht. Glück-

licherweise erkauft man sich damit das Recht, die Lehrer hinterher prügeln zu dürfen. — Kellner!"

Sie verließen, nun die letzten, das Lokal. Als sie die Freitreppe von der Terrasse langsam hinabstiegen, sagte Alfred, stehen bleibend:

„Wissen Sie, daß wir über die Hauptsache eigentlich gar nicht gesprochen haben?"

„Welche Hauptsache?"

„Die Frauen."

„Ich dächte, wir hätten über nichts weiter geredet."

„Sagen Sie aufrichtig, Willibald, finden Sie Astrid wirklich nicht schön?"

„Gott, ja! wenn es Sie beruhigt. Aber kommen Sie weiter! Es zieht hier teufelmäßig."

An der Brücke trennten sie sich.

„Ein sentimentaler Narr! — Konfuser Kopf!" murmelte Willibald, sich gegen den Nachtwind, der ihm vom Flusse entgegenwehte, den Hut fester in die Stirn drückend und den Ueberzieher zuknöpfend. „Möchte darauf schwören, er hat noch keine Liaison gehabt, die über die Biermamsellsphäre hinausging. Der wird sich an dem Eisberg Astrid noch gehörig die Finger verbrennen!"

Alfred war auf dem Platze stehen geblieben, den Mond beobachtend, der als rotglühende Kugel über

dem Zwinger hing, den phantastischen Dom, das prachtvolle Theater mit seinem mystischen Licht überdämmernd. Er fühlte sich lyrisch angehaucht und flüsterte mit heroischen Gestikulationen vor sich hin:

„Der Mond, der schwindet; die beiden Tempel, in denen man falschen Göttern opfert! Und hier auf dem einsamen dunklen Platze ich, der Poet, in dessen Herzen die Sonne aufgeht, erstrahlend im dreifachen Glanz der wahren Religion, der wahren Kunst, der wahren Liebe! — Großartig! In freien Rhythmen natürlich und ohne Reimzopf! Ah, Astrid!"

Er hatte in seiner Extase den Hut abgenommen und strich sich über das kurzgeschorene rötliche Haar. Ein Windstoß, der um den Dom fuhr, ließ ihn den Hut wieder aufsetzen und an den Ueberzieher denken, den er zu Hause gelassen, weil er ihm nicht mehr elegant genug war. Das erinnerte ihn dann an das leere Portemonnaie.

„Mir schon recht! Warum bin ich nicht Maler geworden! Mit meinem Talent! Für alles — alles! Dieser Willibald! Schwimmt in Geld! Ein gräßlich arroganter Mensch! diese öde Prahlerei mit Verhältnissen, die er im Leben nicht gehabt! Hoffe, Frau Stella läßt ihn schließlich gründlichst abfallen!

* * *

Astrid trat aus der Hinterthür ihres Hauses und blickte, auf der Schwelle stehend und mit der Hand die Augen gegen die Frühvormittagssonne schützend, seitwärts in das Eilhardtsche Nachbargärtchen. Sie konnte es in seiner ganzen dürftigen Ausdehnung übersehen: schied es doch nur eine niedrige Hecke von ihrem Gärtchen. Es war niemand darin.

„Desto besser," murmelte Astrid. „Ich hätte mich am Ende zu Konfidenzen verleiten lassen, die mich hinterher gereuten. Ach! ich bin in einer Stimmung!"

Die junge Frau stieg die paar Stufen hinab zu dem kleinen runden Rasenplatz, in dessen Mitte ein zwei Fuß hoher Springbrunnen seinen strohhalmdicken Strahl in ein steinernes Becken von einem Meter Durchmesser fallen ließ. In dem Wasser schwammen ein paar fingerlange Goldfischchen.

„Puppenkram!" murmelte sie. „Wie habe ich das nur so lange ertragen können!"

Von dem Springbrünnlein warf sie einen düsteren Blick über die im Schmuck ihrer Blumen prangenden Beete. Sie und Arnold hatten eigenhändig diese Beete angelegt, diese Blumen gepflanzt, diese schmalen Wege zwischen den Beeten mit Kies bestreut. Dann hatten sie am Abend in der Laube da gesessen, die erst eine werden sollte und werden würde, wenn der

wilde Wein, der sträflich langsam wuchs, sie mit den breiten Blättern überschattete. Und Hand in Hand geschmiegt. Und einander angelächelt, wenn nebenan Stella ihr Erstgeborenes in den Schlaf sang mit einer Stimme, die Tote hätte erwecken können.

Wie so innig hatte sie sich damals ein Kind gewünscht! Wie bitter das Lächeln jetzt, als sie daran dachte, daß, wenn es zum ärgsten kam, diese Fessel wenigstens sie nicht halten würde!

Wenn es dazu kam? Worauf wartete sie noch? Was sollte noch geschehen? Nach heute morgen!

Den Blick gesenkt, die schweren Brauen dicht zusammengezogen, die vollen Lippen eng aufeinander gepreßt, schritt sie an der Hinterseite des Gärtchens auf und ab in dem Schatten, den die Rückwand des Nachbarhauses über den Weg warf. Lange Zeit. Bis sie aus ihrem bösen Geträume das Zetergeschrei eines von Stellas Kindern riß, in welches denn auch alsbald das des zweiten kräftig einfiel.

„Unerträglich!" murmelte Astrid. „Nicht einen Augenblick ist man davor sicher. Und sie natürlich wieder über alle Berge. Eine polnische Wirtschaft."

Die Kinder schrien weiter. Drüben hörte offenbar niemand auf sie. Wie gewöhnlich! Wenn sie

Ruhe haben wollte, mußte sie sie sich schon selber schaffen.

Sie klinkte das hölzerne Gitterthürchen auf, das durch die Ligusterhecke führte, und schritt sofort auf das Stück zerfetzten Teppichs zu, welches zwischen zwei verbogenen Stangen ausgespannt war und den Kindern ein schattiges Plätzchen bereiten sollte. Das anderthalbjährige Gretelchen war von dem Deckchen, auf das man sie ursprünglich gesetzt haben mochte, heruntergerutscht und lag hilflos im Sande daneben auf dem Bauch, aus Leibeskräften zeternd, was den dreijährigen Hans so erschreckt zu haben schien, daß er von seinem Schemel auf den Rücken gefallen war und, mit den Beinen strampelnd, jämmerlich zu dem erbarmungslosen blauen Himmel hinaufheulte. So wenig vergnüglich Astrid zu Mute war, über den komischen Anblick mußte sie doch lachen. Sie richtete die Kinder auf, die sich alsbald beruhigten, und rief mit ihrer kräftigen Stimme nach Stellas Mädchen, das denn auch alsbald in der Hausthür erschien; die Frau Professor von nebenan erblickend, ihr mürrisches Gesicht glättete und mit geheuchelter teilnahmvoller Eile herbeikam.

„Sie könnten auch besser auf die Kinder achten, wenn die Frau ausgegangen ist.“

„Gott, Frau Professor, ich hatte im Hause zu thun. Die Kinder spielten hier so ruhig. Die gnädige Frau hätte es auch wohl hören können. Sie muß da sein.“

Und Luise, die niedergekniet war und mit ihrer Schürze Gretelchens rinnende Nase geputzt hatte, deutete nach dem Gartenhäuschen in der Ecke, das während der Sommermonate Stella als Atelier benutzte.

Dann hatte sie das Kleinste auf den Arm, den Jungen an der Hand genommen und war mit ihnen, die schlafen sollten, ins Haus gegangen.

In dem Augenblicke erschien Stella in der Thür des Gartenhäuschens, ein Buch in der Hand, zwischen dessen Blätter sie den Finger gesteckt hatte.

Sie war noch im Morgenrock; das dunkle krause Harr starrte ihr nach allen Seiten um den Kopf.

„Du hier?“ rief sie. Wo sind denn die Gören? Ich hörte sie doch noch eben schreien — deucht mir.“

Und sie starrte verwundert mit den großen schwarzen Augen auf dem Platz herum.

„Du hast ganz recht gehört,“ erwiderte Astrid trocken und wandte sich, in ihren Garten zurückzukehren. Stella kam hinter ihr hergelaufen.

„Ja, Schatz, was hast du denn? Ich freue mich

so, dich zu sehen. Und du bist so kurz angebunden. Das ist gar nicht zum Entzücken."

„Ich bin ein wenig verstimmt. Du mußt mich entschuldigen."

„So kommst du nicht weg. Ich habe dir eine Welt zu sagen."

„Ich hätte dir auch einiges zu sagen. Ich denke, wir versparen das auf ein andermal."

„Ach so! ich soll Schelte kriegen. Na, kriegen thu ich sie doch. Dann lieber gleich. Aber hier draußen kann man sich ja den Sonnenstich holen. Komm herein! Ich wollte dir, so wie so, was zeigen."

„Ich denke, du hast alles auf die Ausstellung geschickt?"

„Habe ich. Bis auf das Letzte, Beste. Es geht morgen fort — der äußerste Termin, weißt du. Willibald sagt: er kann es machen, daß es auch noch einen Tag oder so später angenommen wird. Wie findest du es?"

Astrid war ihr nun doch halb wider Willen gefolgt. Mitten in dem schmucklosen Raum, dessen eine Wand beinahe ganz von einem, in der unteren Hälfte verhängten Fenster eingenommen war, stand auf einer Staffelei das lebensgroße Porträt Willibalds, fertig, oder doch bis auf ein weniges; sprechend

ähnlich. Das feine, bleiche Gesicht mit dem dunklen, sorgfältig nach unten zugespitzten Vollbart; die etwas verschleierten grauen Augen, die so scharf zu blicken wußten; die Andeutung eines spöttischen Lächelns auf den vollen, sinnlichen Lippen — der künstlerische Verismus schien nicht weiter getrieben werden zu können.

„Wie findest du es?" wiederholte Stella mit einiger Ungeduld, das Buch, das sie in der Hand gehabt hatte, auf den Tisch zwischen Farbentuben, Palette und Pinsel legend.

„Ich finde," erwiderte Astrid, „du hast den Leuten schon so viel Stoff gegeben, über dich und den Herrn da zu reden, daß du nun wohl genug daran haben könntest."

„Du kannst ihn eben nicht leiden," sagte Stella schmollend.

„Ich gestehe es ganz offen. Aber darauf kommt es nicht an. Viel wichtiger scheint mir, daß du im Begriff bist, dich in den Herrn ernstlich zu verlieben, wenn du es nicht schon gethan hast."

Stella hatte sich quer auf den einzigen Stuhl gekauert, der außer dem Malschemel in dem Atelier eine Sitzgelegenheit bot, und blickte mit den lachenden Augen zu der stattlichen Freundin in die Höhe.

„Seit wann bist du denn unter die Philister gegangen, Schatz?"

„Du weißt sehr wohl, daß ich über diese Dinge mindestens so frei denke wie du."

„Ob du so denkst! Ich bin ja nur deine gelehrige Schülerin! Ich folge ja nur deinem Beispiel!"

„Meinem Beispiel? Ich glaube, du bist nicht gescheit. Meine Beziehungen zu Alfred sind rein geschäftlicher Natur."

„Ganz mein Fall mit dem ‚Herrn' da. Er korrigiert mir meine Bilder, wie du dir deine Manuskripte von Alfred korrigieren läßt; sorgt dafür, daß meine Sachen in die Ausstellung kommen, wie der andere, daß deine gedruckt werden; im übrigen lasse ich mir von ihm in allen Ehren den Hof machen, wie du dir von Signor Alfredo. Die Rechnung stimmt. Gelt?"

„Nein, sie stimmt nicht!" rief Astrid, die mit großen Schritten in dem kleinen Raum hin und her gegangen war, vor der zu ihr aufblinzelnden Freundin mit verschränkten Armen stehen bleibend — „in keinem Punkte! Alfred setzt mir höchstens in meine Arbeiten ein paar Kommata oder Semikolon, die ich nebenbei sehr überflüssig finde; in den Druckangelegenheiten ist er einfach mein Mandatar; und daß er mir je auch

nur im mindesten gefährlich — lächerlich! positiv lächerlich! Daran glaubst du doch selbst nicht."

„Natürlich! Die schöne Frau Professor Arnold und das — Kirschkerngesicht!"

„Kirschkerngesicht, oder nicht! Er ist wenigstens ein grundehrlicher Mensch. Und das ist mehr, als man von gewissen Leuten sagen kann. Er läuft nicht in der Stadt herum und macht sich über seinen ehemaligen Lehrer lustig."

„War etwa dein Mann Alfreds ehemaliger Lehrer nicht?"

„Arnold war eine Zeit lang sein bewundertes Vorbild; sein Lehrer nie. Er hat seine ästhetischen Prinzipien geändert. Das ist eine Sache für sich. Das erkennt auch Arnold an."

„Weil er viel zu stolz ist, sich über den Abfall eines so unbedeutenden Nachbeters zu echauffieren."

„Wie Eilhardt viel zu gutmütig, die Schlange von sich zu schleudern, die er an seinem Busen gewärmt hat. Wirklich, Stella, du solltest dich schämen! Ein so liebenswürdiger, vertrauensseliger Mann! Und der so leicht glücklich zu machen wäre! So kinderleicht!"

„Machst du etwa deinen Mann glücklich?"

„Das ist etwas anderes."

„Ich wüßte doch nicht.“

„Ganz etwas anderes. Eilhardt läßt dich gewähren, legt dir wenigstens keine Hindernisse in den Weg. Arnold hemmt mich auf Tritt und Schritt, knebelt mich, erstickt mich. Ich will es nicht; ich kann es nicht länger tragen. Jedes Tier setzt sich zur Wehr, wenn es ihm ans Leben geht.“

„Weißt du was?“ sagte Stella, Astrid, die wieder im Gemache umherlief, mit den Augen verfolgend. „Ich will dir einen Vorschlag zur Güte machen. Laß du mir Arnold; ich trete dir dafür Eilhardt ab! So ist uns allen geholfen.“

„Unsinn!“

„Gar kein Unsinn. Mich wird Arnold weder knebeln, noch ersticken. Weshalb sollte er? Von der Malerei versteht er gerade so viel, wie ich von seinem Kram — das heißt: absolut nichts — rien du tout — niente. Meine Sachen gefallen ihm sogar. Das will nichts sagen, weil er eben nichts davon versteht; aber jedenfalls werden wir beide, er und ich, dadurch nicht unglücklicher werden. Nun Eilhardt und du —“

„Höre auf!“

„Gieb Achtung! Die Sache wird immer amüsanter. Eilhardt und du! Können zwei Menschen besser füreinander passeu? Mein Naturalismus ist

ihm ein Greuel. Na, Schatz, was du nach der Seite leistest — ich möchte es nicht auf dem Gewissen haben; aber er goutiert es: er findet es halt a bissel verrückt; aber famos geistreich. Er läßt dich schreiben, was du willst; du ihn malen, was er will. Da könnt ihr, ohne zu karambolieren, tausend Meilen weit nebeneinander hergehen, — genau so, wie ich und Arnold."

„Und deine Kinder?"

„Siehst du, du fängst schon an, der Idee Geschmack abzugewinnen. Die Kinder! Du hast mir ja wiederholt mehr als angedeutet: ich sei eigentlich nicht wert, welche zu haben. Hast ganz recht, Schatz: ich weiß wirklich nicht, was ich mit ihnen anfangen soll. Ich bedaure das, um ihrethalben: sie fahren, glaube ich, nicht besonders gut dabei. Einen großen Vorwurf kann ich mir nicht daraus machen. Man muß eben zu allem Talent haben; auch zum Kinderpäppeln. Ich habe entschieden keines. Du hast es — in hohem Maße, bin ich überzeugt. Bei dir werden die Kinder hundertmal besser aufgehoben sein als bei mir. Er auch. Er liebt seinen Komfort — alle Männer thun es. Ich kann ihm keinen schaffen. Ich kann nicht wirtschaften. Wirtschaften ist mir ein Greuel. Dir nicht. Bei mir ist alles Kraut und Rüben; bei dir,

wie aus dem Ei geschält. Ich selbst? Was hat er von mir kleinen, ruscheligen, saloppen, schwarzen Person! Du! du! mit deiner majestätischen, prachtvollen Gestalt! deinem Teint, wie Milch und Blut! deinem goldenen Haar, das dir, so lang, wie du bist, bis über die Hüften fällt! Ich habe oft genug gesehen, wie seine Blicke an dir hangen, als wollten sie dich einsaugen — noch gestern abend, während Emerich über die unendliche Melodie kein Ende finden konnte. Und zu denken, daß der Mensch mich mal geliebt hat! ich ihn mal geliebt habe! daß —"

Sie kam nicht weiter, schluchzte ein paarmal tief, krampfte die Hände auf die Stuhllehne, die Stirn auf die Hände drückend, daß das schwarze krause Haar in wirren Strähnen vornüber fiel, und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Es war so plötzlich gekommen, das eifrige Geplauder so jäh durchbrechend — Astrid war für einen Moment erschrocken. Dann schürzte ein spöttisches Lächeln ihre Lippen. Sie trat an die Weinende heran, legte ihr die Hand auf den Kopf und sagte:

„Beruhige dich, Kind! Mit euch beiden hat es keine Gefahr. Er läuft dir nicht fort, und in deinen Adern ist kein Tropfen Nora-Blut. Zwischen dir und Eilhardt wäre eine Scene, wie sie vor einer

halben Stunde zwischen mir und Arnold stattgefunden hat, unmöglich."

„Eine Scene?" rief Stella, schnell den Kopf hebend und zu Astrid mit Augen aufblickend, die jetzt von Thränen und Neugier zugleich glänzten.

„So eine gegen Schluß des dritten Aktes, wenn die Katastrophe hereinbricht," entgegnete Astrid.

„Aber so erzähle doch!"

Astrid hatte sich auf den Schemel vor der Staffelei gesetzt, die Ellbogen auf die Knie gestemmt und die Hände gegen die Schläfen gedrückt.

„Es ist nicht viel zu erzählen," sagte sie mit einer Stimme, die jetzt dumpf und ein wenig heiser klang. „Katastrophen-Scenen müssen kurz sein, wenn sie wirken sollen. Mein letzter Roman —"

„Weiß! Sind tolle Sachen drin."

„Gerade deshalb hatte ich ihm das Manuskript zu lesen gegeben, als er mich darum bat — ausnahmsweise. Er sagte: ‚geistreich, wie immer; aber drucken, wenn du mich lieb hast, läßt du das nicht.‘ Ich: ‚es geht ja auf den fremden Namen, zu dem du mich gezwungen hast.‘ Er: ‚wenn auch! dies verträgt selbst der fremde Name nicht.‘ Ich: ‚du hast mich meinen Weg bis jetzt allein gehen lassen; ich denke, ich werde ihn auch weiter allein zu finden wissen.‘ Das

war vor vier Monaten etwa. Ich gab das Manuskript an Alfred. Er sollte mir einen Verleger schaffen. Ich bekümmere mich grundsätzlich um diese mechanischen Dinge nicht. Alfred hatte diesmal einige Mühe. Ein paar, die meine Sachen gebracht hatten, lehnten ab: dies sei ihnen zu stark. Endlich fand sich doch einer — in Berlin. Die Feigheit der Menschen hatte mich gereizt; ich wollte das Buch jetzt nicht nur gedruckt sehen; es sollte auch unter meinem Namen erscheinen. Der Verleger fand das ganz in der Ordnung; es sei ihm sogar sehr viel lieber. Warum? weiß ich nicht. Alfred wußte es auch nicht. Er hat, wie gesagt, alles besorgt. Heute morgen ein expresses Billet von ihm: der Verleger habe ihm geschrieben, das Buch sei fertig; er freue sich, mitteilen zu können, daß die Bestellungen selbst über sein Erwarten reichlich eingegangen seien. Die Versendung, auch der Recensionsexemplare, habe bereits tags vorher stattgefunden. Die Freiexemplare für den Autor und die für ihn, Alfred, bestimmten seien ebenfalls bereits unterwegs und würden wohl mit seinem, des Verlegers, Brief zugleich eintreffen. Bis jetzt habe ich noch keine erhalten, schrieb Alfred. Vielleicht Sie? — Nun, ich hatte auch noch keine. Aber du begreifst, ich durfte jetzt keinen Augenblick länger Arnold gegenüber ein

Geheimnis aus einer Sache machen, die ein paar Stunden später alle Welt wissen würde. Ich ging zu ihm. Er wollte eben ins Kolleg. Ich sagte ihm: so und so. Er wurde sehr blaß, und dann stand auf seiner Stirn eine rote Wolke, wie immer, wenn er so recht zornig ist. Ich dachte: jetzt bricht der Sturm los, und freute mich darauf, wenn mir auch das Herz furchtbar klopfte. Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Nichts davon. Er nahm sein Kollegienheft vom Schreibtisch und sagte, während er langsam die Handschuhe anzog, ruhig und kalt, wie der Großinquisitor im Carlos: ‚Also, Astrid Arnold! Meinen Sie nicht —‘"

„Er wird du gesagt haben!" rief Stella.

„Nein! er sagte Sie und Madame: ‚Meinen Sie nicht, Madame, daß es für uns die höchste Zeit ist, darüber nachzudenken, ob wir nicht eine große Thorheit begingen, als wir unsere Namen in eine so enge Verbindung brachten?‘ Dann hatte er seinen Hut genommen, machte mir eine Verbeugung, ging zum Zimmer hinaus und —"

„Ballerte die Thür zu!" rief Stella enthusiastisch.

„Machte sie so ruhig zu, wie immer."

„Gleichviel! Dies ist der Anfang des Endes! ist das Ende!"

Stella war aufgesprungen und lief jetzt mit ihren kleinen Schritten in dem Gemach hin und her, wie vorhin Astrid mit ihren großen. „Ja, das Ende! Muß es sein! Er ist nicht wie der Waschlappen von Mann in Nora. Ich habe keinen Tropfen Nora-Blut in den Adern, sagst du. Ich wollte, mir wäre passiert, was dir passiert ist; ich wollte dir beweisen, wie sehr du dich irrst. Die moderne Europäerin ist keine indianische Squaw. Sie hat das Recht, über sich selbst zu bestimmen. Sie ist wie Marie Baskirtscheff — sie ist Marie Baskirtscheff. Marie Baskirtscheff ist die europäische Frau von heute. Das mußt du lesen! Willibald hat es von Paris mitgebracht. Da liegt es. Du kannst es kriegen, wenn ich damit zu Ende bin. Ich habe nur noch zwanzig oder dreißig Seiten. Großartig, sage ich dir! Phänomenal! Eine kolossal reiche Russin! trägt kein Kostüm unter zweitausend Francs! wäscht sich nur in Parfums! Und sitzt Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend in den dumpfigen Ateliers Schulter an Schulter mit den ärmsten Frauenzimmern, die ihr die schönen Augen vor Neid auskratzen möchten. Natürlich: so reich, so genial! Die letzte Geliebte von Bastien Lepage! Wie er ihr letzter Geliebter! Ach! Paris! Paris! So was kommt nur in Paris vor! Höre nur diese Stelle!

Ich habe mir die Augen darüber aus dem Kopfe geweint." Sie hatte das Buch ergriffen, hastig darin blätternd. „Ich kann es nicht finden — es paßt Wort für Wort auf deine Situation — gleichviel! — es ist alles prachtvoll, grenzenlos genial! Und ein Temperament, ein Charakter — großartig! Sie weiß eigentlich nie, was sie will. Will sie aber was, setzt sie es durch; darauf kann man sich verlassen. In und an diesem göttlichen Buche habe ich eigentlich erst mich selbst entdeckt; habe ich — was giebt's?"

Astrid hatte, während Stella sich so in immer leidenschaftlicherer Weise austobte, vom Hause drüben Stimmen gehört. Die Unruhe, die in ihr selbst wühlte, hatte sie von dem Sessel auf getrieben an das Atelierfenster, in dessen Vorhang ein Loch war, groß genug, um bequem hindurchzusehen. Jetzt wandte sie sich mit Lebhaftigkeit um:

„Es ist Alfred. Luise hat ihn hierher geschickt."

„Um Himmels willen!" rief Stella. „Was will denn der von mir? Ich kann mich so nicht sehen lassen! Thu mir die Liebe und fertige ihn ab! Nimm ihn mit in deinen Garten! Wenn er wirklich zu mir gewollt hat — ich hätte nur noch eine Minute zu thun — käme im Augenblick —"

Auf dem Kies draußen knirschte es bereits dicht vor der Thür.

„Schnell! ich bitte dich.“

Astrid verließ das Atelier so eilig, daß Alfred, der eben an die Thür pochen wollte, einen Schritt zurückprallte.

* *
*

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich störe. Hatte bereits bei Ihnen angefragt, dann hier; man wies mich — ich bin in einer Aufregung —“

Alfred sah in der That sehr erregt aus. Sein kleines Gesicht war blaß bis in die Lippen; der Atem ging so schnell, daß er Mühe hatte, die Worte hervorzubringen; seine Kleidung selbst war entschieden weniger sorgfältig als sonst: das Hemd, mit einem kräftigen Rotweinfleck, offenbar von gestern; an der ausgeschnittenen hellen Weste der oberste Knopf nicht geknöpft; in der Eile, mit der er von Hause fortgestürzt sein mußte, hatte er sich sogar in den Handschuhen vergriffen, von denen der linke ein sehr lichtes, der rechte ein ebenso dunkles Mäusegrau zeigte.

Astrid hatte sofort diese Kleinigkeiten bemerkt. Sie mußte gestern abend von Sinnen gewesen sein, daß

sie sich von dem „Kirschkerngesicht" beinahe eine Liebeserklärung machen ließ.

„Es scheint so," sagte sie. „Weshalb?"

Der unfreundliche Blick, mit welchem die angebetete Frau seine Begrüßung erwidert hatte, und der herbe Ton, in dem sie die paar Worte sagte, ließen Alfred die üble Lage, in der er sich wußte, nur noch schwerer empfinden.

„Ich bin wirklich in Verzweiflung," stotterte er. „Und wenn ich mir noch sagen muß, daß eine größere Aufmerksamkeit meinerseits — aber, wer hätte auch denken können —"

„Was in Himmels Namen?" rief Astrid ungeduldig. „So kommen Sie doch endlich mit der Sprache heraus! Ist das ein Buch, was Sie da in den Händen drehen?"

„Freilich, gnädige Frau: Ihr Roman."

„Ah!"

Seltsamerweise hatte Astrid in ihrer bösen Laune für den Moment gar nicht an ihr Buch gedacht. Nun war es da! Nun mochte der Entscheidungskampf beginnen! Sie war nicht, wie die Marie Baskirtscheff, die nie wußte, was sie wollte! Sie wußte es stets!

Dennoch hatte die unerwartet-erwartete Nachricht sie so durchzuckt, daß sie mit der Hand nach dem

Herzen gegriffen hatte und einen Augenblick stehen geblieben war. Nur einen Augenblick.

„Mein Roman," sagte sie, sofort wieder weiterschreitend, in gleichgültigem Ton. „Sie haben ihn mir ja für heute angekündigt. Ich freue mich sehr darauf. Geben Sie her!"

Sie streckte die Hand aus. Alfred hielt das eingewickelte Buch krampfhaft fest.

„Aber so geben Sie doch!"

Alfred blickte scheu um sich, während sie, jetzt bereits in dem Arnoldschen Garten, auf das Haus zuschritten.

„Es wäre mir lieb," stotterte er, „wenn wir Ihrem Herrn Gemahl nicht gerade jetzt — vielleicht in der Laube —"

„Nehmen Sie mir's nicht übel," sagte Astrid mit einem Versuch zu lachen, der nicht recht gelingen wollte; „ich hätte Sie doch für ein bißchen mutiger gehalten. Was riskieren denn Sie? Mein Mann hat keine Ahnung, daß Sie es gewesen sind, der den Druck besorgt hat. Uebrigens weiß er seit heute morgen, daß mein richtiger Name auf dem Titel steht. Geben Sie!"

„Wenn wir in die Laube —"

„Meinetwegen! Nun aber geben Sie!"

Sie waren in die Laube getreten an den läng-

lichen viereckigen Tisch, um den auf drei Seiten schmale Bänke liefen. Astrid hatte mit Händen, die trotz alledem sichtbar zitterten, die gelbbraune Papierhülle abgerissen.

„Ah!“ sagte sie, „hätte nicht gedacht, daß er so stark werden würde. Auch der Einband gefällt mir — englischer Geschmack, den ich sehr —“

Während sie nur für den biegsamen Deckel Interesse zu haben schien, hatte sie doch das Titelblatt aufzuschlagen gewußt. Ihre Miene nahm einen starren Ausdruck an. Sie blickte mit Augen, die aus dem Kopf zu treten schienen, auf Alfred, dann wieder in das Buch, dann wieder auf Alfred.

„Was bedeutet dieser schlechte Witz?“ fragte sie mit rauher Stimme.

„Wenn es weiter nichts wäre,“ rief Alfred kläglich, „der Verleger sich nur mit diesem einen Exemplar einen immerhin unziemlichen Scherz erlaubt hätte! Aber alle die sechs Exemplare, die er mir geschickt hat! Und so nun gewiß auch die anderen — die ganze Auflage —“

Astrid stierte noch immer auf das Titelblatt. Es wurde nicht anders; blieb — in Lettern, deren Kraft und Größe sie verhöhnen zu wollen schienen — immer

dasselbe Fürchterliche: Wenn Frauen Mut hätten. Roman. Von Astolf Arnold.

„Das ist eine Infamie!"

Sie hatte es laut gerufen und das Buch auf den Tisch geschleudert, so heftig, daß es vom Tisch auf die Erde fiel.

Alfred hob es auf und begann mechanisch einen argen Knick auszuglätten, den der Einband bei dem heftigen Wurf davongetragen.

„So reden Sie doch!" rief Astrid. „So verteidigen Sie sich doch!"

„Verehrte Frau —"

„Nennen Sie mich nicht ‚verehrte Frau', nachdem Sie mir das angethan haben!"

„Mein Gott, was soll ich sagen! Ich bin ja selbst in heller Verzweiflung. Ich habe ja keine Ahnung — ich kann höchstens versuchen, zu erklären —"

„Ich bin sehr begierig!"

Astrid hatte sich auf die Bank gesetzt, die Arme unter dem Busen verschränkend und Alfred mit wildzornigen Blicken anfunkelnd, der seinerseits die Augen nicht zu der ungnädigen Herrin zu erheben wagte und in seiner grenzenlosen Verlegenheit an dem zerknickten Deckel weiter glättete.

„Versuchen zu erklären," wiederholte er. „Ist es

mir doch selbst — Sie erinnern sich: wir hatten auch von Berlin zuerst ein Refus, wenigstens keine unbedingte Zusage. Jaromir schrieb: er wisse, daß die Sachen von ‚Excelsior‘ gern gelesen würden, und er sei bekanntermaßen ein Anhänger und Protektor — diese Herren thun ja immer, als machten sie die Litteratur — der freien, ja, der freiesten Richtung; aber hier müsse er doch Anstand nehmen und so weiter. Sie waren — mit Fug und Recht — ungehalten und sagten: Nun soll es nicht nur gedruckt, nun soll es mit meinem Namen gedruckt werden. Ich schrieb an Jaromir: mein Mandant werde sich zu den von ihm vorgeschlagenen Aenderungen in keinem Falle herbeilassen. Nur zu einer, die für ihn sogar eine conditio sine qua non: daß der bisherige nom de plume dem wahren Namen Platz mache: Astrid Arnold. Er umgehend: wenn dies der Fall, nehme er den Roman, wie er gehe und stehe, mit dem größten Vergnügen. Wir haben damals beide uns die Köpfe zerbrochen, was der Mann damit meine? Ich wollte anfragen. Sie verboten es: das sei seine Sache. Gut. Ich bekam die Korrekturbogen — Sie haben sie gesehen: es stand auf allen, wie es ja auch nur in der Ordnung war, bloß der Hauptname: Arnold und der Titel. Heute nun —“

„Aber das erklärt doch nichts, rein gar nichts!" rief Astrid heftig. „Wie kann aus Astrid Astolf werden?"

„Wenn ich das wüßte!" sagte Alfred, ratlos vor sich hinstarrend. „Ich schreibe ja freilich eine etwas nervöse, schwer lesbare Hand — unsere Setzer klagen immer schrecklich darüber — und wenn ich gar den Namen Astrid —"

Er hob schüchtern die Augen und ließ sie schnell wieder sinken. Der Blick, der dem seinen begegnet war, sagte nur zu deutlich, daß Zeit und Ort für eine Schmeichelei nicht übler gewählt werden konnten.

„Ich meine: wenn ich den Namen Astrid — er ist für uns Deutsche so ungewöhnlich — ich selbst hatte ihn vorher nie gehört, nie gedruckt oder gar geschrieben gesehen. Wir dürfen wohl annehmen, daß für Herrn Jaromir dasselbe zutrifft; er aus einem ihm völlig fremden ausländischen Vornamen den auch nicht landläufigen, ihm aber jedenfalls bekannten ‚Astolf' herausgelesen hat."

„Das klingt denn doch sehr unwahrscheinlich", sagte Astrid.

Die größere Ruhe, in der sie sprach, richtete Alfreds geknickten Mut wieder etwas auf.

„Gewiß thut es das,“ sagte er, „aber ich finde keine andere Erklärung.“

„Wußte denn Herr Jaromir nicht, daß er es mit einer Dame zu thun hatte?“

„So wenig, wie Ihre beiden früheren Verleger, für die ‚Excelsior‘ ein Herr war, der nicht genannt sein wollte. Ich nannte Sie immer nur: der Autor — mit Ihrer speciellen Einwilligung; auf Ihren ausdrücklichen Wunsch sogar —“

„Immerhin,“ unterbrach ihn Astrid, mit den Fingern der Rechten nervös auf der Tischplatte trommelnd; „er soll mich für einen Mann gehalten, Astolf für Astrid gelesen haben, so unglaublich es klingt. Unmöglich ist und bleibt, daß er nur einen Augenblick angenommen hat, der Verfasser dieses meines Romans sei identisch mit einem Schriftsteller, der einen so großen Ruf hat, wie mein Gatte. Einen Ruf dazu, der in einer so völlig anderen Richtung liegt.“

„Unmöglich doch wohl gerade nicht,“ erwiderte Alfred, dem das gewohnte Selbstvertrauen mit jeder Minute stärker zurückkam. „Der Ruf Ihres Herrn Gemahls war nie so bedeutend, wie er selbst und seine Freunde vielleicht glauben, und ist in den letzten Jahren noch recht erheblich zusammengeschrumpft aus Gründen, die für uns beide plausibel genug sind. Sie

kennen die Verleger nicht. Diese Herren lesen in der Regel schrecklich wenig, halten sich einfach an den Namen. Gelesen hat er wahrscheinlich von Ihrem Herrn Gemahl nie ein Wort; nur der Name — als eines immerhin anerkannten und in gewissen Kreisen wohl accreditierten Roman- und Novellendichters — ist ihm geläufig gewesen. Deshalb das ‚größte Vergnügen‘, mit dem er plötzlich den Roman nahm. Wie er sich nun zusammengereimt hat, daß — verzeihen Sie, gnädige Frau: wir sind ja unter uns — der Weihnachtstisch-Poet, für den die Primaner und die Backfische schwärmen, ein so gewaltiges Buch wie ‚Wenn Frauen Mut hätten‘ plötzlich habe schreiben können — ja, das weiß ich nicht. Aber bei einem Verleger ist vieles möglich. Vielleicht hat er gedacht: aus dem Saulus sei im Handumdrehen ein Paulus geworden — so etwas kommt ja vor — ist in diesen Tagen wiederholt vorgekommen. So etwas ist doch sehr interessant, lockt die Leute; damit kann man ungeheure Reklame machen.“

„Aber,“ rief Astrid, „da waren noch immer meine früheren Excelsior-Sachen. Herr Jaromir mag auch sie nicht gelesen, aber von ihnen gehört muß er haben. Wie hätte er sonst davon als von etwas Bekanntem sprechen können? Das ist doch ein Umstand,

der Ihre ganze Saulus-Paulus Hypothese völlig unhaltbar macht."

„Es ist ein dunkler Punkt," sagte Alfred, sich die Nasenspitze reibend. „Ich kann nur wiederholen: die Herren Verleger sind wunderliche Heilige. Lassen Sie mich an meiner Hypothese noch ein wenig weiter spinnen. Herr Jaromir hat sich gesagt — undenkbar ist das nicht —: Aha! Saulus ist schon früher und im Grunde seines Herzens stets ein Paulus gewesen; hat es aber nicht eingestehen wollen oder dürfen; dennoch, oder gerade deshalb seinem naturalistischen Herzen Luft machen müssen — incognito selbstverständlich, unter angenommenem Namen — ballons d'essai, ob die Luft noch immer nicht rein ist, man noch immer nicht den großen Aufstieg wagen darf — Probepfeile — wie Sie es nennen wollen. Endlich ist es so weit. Er wirft die Excelsior-Maske ab und zeigt sein wahres Gesicht. Sehen Sie, verehrte, gnädige Frau, jetzt müssen Sie selber lachen."

Astrid hatte wirklich laut aufgelacht, war aber im nächsten Moment wieder ernst geworden. „Es ist ja auch furchtbar komisch," sagte sie, „nur daß es noch viel tragischer als komisch."

Sie strich sich über die Stirn.

„Die Sache muß aus der Welt," rief sie auf-

stehend. „Ich werde meinem Manne die nötige Erklärung geben. Sie schreiben sofort Herrn Jaromir den wahren Sachverhalt!"

„Das will ich gewiß thun, wenn Sie es befehlen," erwiderte Alfred, der sich nun ebenfalls erhoben hatte. „Nur fürchte ich, offen gestanden, aus der Welt ist die Sache damit nicht. Jaromir schreibt mir: es sind vierhundertfünfzig Exemplare fest und über sechshundert à condition versandt. Dazu nicht weniger als vierzig Recensionsexemplare an alle größeren Zeitungen und wichtigeren Litteratur-Journale. Heute schon, jedenfalls in den nächsten Tagen wird das Buch in aller Welt Händen sein."

„So muß Herr Jaromir es zurückfordern."

„Das ist unmöglich, verehrte Frau."

„Es muß möglich sein," rief Astrid, mit dem Fuße stampfend.

Alfred zuckte die Achseln. „Die à condition vielleicht, die fest und bar schon sehr schwer — abgeschlossene Händel — wie soll man die rückgängig machen? Und nun vollends die Exemplare, die bereits in das Publikum, in die Hände von Privaten gelangt sind! Wie will man die wiederbekommen? Wir stehen da vor der reinen Quadratur des Zirkels."

In dem Augenblick erschien in dem Eingange der Laube das Dienstmädchen Auguste.

„Frau Professor, ein großes Postpaket — aus Berlin — Bücher, sagt der Postbote. Ich habe es auf dem Herrn sein Zimmer gelegt."

„Es ist gut," sagte Astrid.

Auguste war wieder gegangen; Astrid und Alfred blickten einander ratlos an.

„Die Exemplare für meinen Mann," murmelte Astrid.

„Zweifellos," sagte Alfred dumpf. „Jaromir hatte mir noch geschrieben, er werde sich beehren, dem Herrn Autor, der doch nun wohl aus seiner Zurückhaltung heraustreten wolle, zwölf direkt zu übersenden."

„Und in einer Stunde kommt er aus dem Kolleg zurück," murmelte Astrid.

„Es ist sehr fatal," sagte Alfred dumpf. „Was gedenken Sie zu thun?"

„Ja, was jetzt thun? was jetzt thun?" rief Astrid. In Thränen ausbrechend, hatte sie sich mit dem Oberkörper über den Tisch gebeugt, das Gesicht zwischen die Arme gedrückt, die Arme so weit vorgestreckt, daß die krampfhaft gefalteten Hände bis zu Alfred hinüberreichten.

Alfreds Herz floß über. Er konnte nun einmal keinen Menschen weinen sehen, ohne gerührt zu werden. Und hier weinte ein schönes Weib, das er — er mochte die Sache ansehen, wie er wollte — durch seine Fahrlässigkeit in diese verzweifelte Lage gebracht. Es gab nur eines, was er als Mann und Dichter thun konnte, wollte, mußte: seine beiden Hände sanft auf die zuckenden schönen weißen Hände legen; und wenn sie dann — doch wohl sicher — den Kopf hob, ihr in die herrlichen weinenden Augen mit Gounods Gretchen sagen: „Ich liebe dich so inniglich — bin ganz dein eigen — will sterben für dich."

Er hatte beide Hände zu dem prämilinarischen sanften Druck erhoben und ließ sie erschrocken wieder unter den Tisch sinken. Ein heller und ein dunkler Handschuh — der helle sogar keineswegs mehr besonders sauber und längst ausrangiert — welcher Satan hatte ihm den Streich gespielt? Es war unmöglich. Wieder einmal war Fortuna zu ihm herangeschwebt. Und in dem Moment, wo er sie an der Haarlocke ergreifen wollte —

Ein ehrenvoller Rückzug — es blieb keine Wahl.

„Gnädige Frau," sagte er, sich erhebend und die Linke mit dem hellen mäusegrauen auf den Rücken legend, „es kommen im Menschenleben Augenblicke —

furchtbare. Wollte ich ausdrücken, was in diesem durch meine Seele flutet — vergebens würde ich nach Worten ringen. Wenn hier eine Schuld vorliegt — ich sehe keine: nur ein schändliches Spiel des Zufalls — aber andere mögen und werden vermutlich darüber anders denken — ich nehme sie auf mich voll und ganz. Will der Herr Professor von mir Genugthuung fordern — er weiß mich zu finden. Leben Sie wohl!"

Schon bei den ersten Worten dieser Rede hatte Astrid sich auf ihrem Sitz in die Höhe gerichtet. Trotz der hellen Verzweiflung, in welcher sie sich befand, der junge Mann that ihr leid. Er hatte eine greuliche Dummheit begangen; aber daß er es ehrlich meinte, daran konnte sie nicht zweifeln. Und daß er es weiter ehrlich mit ihr meinen und ihr zu Diensten sein würde, wo und wie er konnte. Ein treuer Freund — sie hatte niemals im Leben einen nötiger gehabt als eben jetzt.

„Ich danke Ihnen," sagte sie. „Ich bin nicht gewohnt, andere für mich eintreten zu lassen, wenn eine wirkliche Gefahr droht."

Sie hatte ihm die Hand gereicht. Er hätte sie so gern geküßt. Unwillkürlich war er mit dem hellen

Ausrangierten nach vorn gefahren, und zum zweitenmal flatterte Fortunas Stirnlocke an ihm vorüber.

„Leben Sie wohl!“ wiederholte er mit erstickter Stimme, und war zur Laube hinaus.

Astrid stand noch mehrere Minuten unbeweglich in dumpfem Brüten. Dann atmete sie auf, nahm das Buch vom Tisch und schritt langsam über die schmalen Gartenpfade dem Hause zu, die schweren Augenbrauen dicht zusammengezogen, die vollen Lippen aufeinandergepreßt.

Ihr Entschluß war gefaßt.

* * *

Eben als Astrid und Alfred drüben in die Laube getreten waren, erschien Willibald in der Hinterthür des Eilhardtschen Hauses, blieb einen Moment auf der Schwelle stehen, sah noch eben die beiden hinter den Blättern des wilden Weins verschwinden, lächelte spöttisch, stieg die drei Stufen herab und schritt quer über den wüsten Gartenplatz auf das Atelier zu. Im Hause war ihm niemand begegnet. Weshalb auch? Den Weg kannte er gut genug; und daß Stella um diese Stunde in ihrem Atelier zu sein pflegte, wußte er ebenfalls.

Auf sein Pochen an der Thür wurde nicht ge-

antwortet. Dumm, wenn sie nicht da war! Man mußte eben sehen. Diskretion ist Ehrensache, aber einen Lebensberuf aus ihr machen, darf man nicht. Also!

In dem Augenblicke, als er die Thür öffnete, trat Stella aus dem kleinen Nebenraum, der ihr als Toilettenzimmer diente. Willibald lief mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Sind Sie nun vollends verrückt geworden?" rief Stella lachend, mit einem Schritt rückwärts.

„Ein Wunder wäre es nicht," erwiderte Willibald, ohne eine Miene zu verziehen. „Sie sehen mal wieder zum Verrücktwerden reizend aus."

„Sind Ihnen Astrid und Ihr Freund Alfred nicht begegnet? Ich glaube, er wollte zu mir. Wenigstens war er schon vor der Thür. Astrid hat ihn abgefangen."

„Und hat den Gefangenen in ihre Laube verschleppt, aus der sie hoffentlich nicht so bald wieder ans Tageslicht kommen. Ich habe die wichtigsten Dinge mit Ihnen zu besprechen."

„Das merkte man aus Ihrer Entrée."

„Im Ernst, schöne Freundin: verteufelt wichtige Dinge und verteufelt unangenehme dazu — Sapristi!"

Er war vor die Staffelei getreten und ließ die Blicke über sein Konterfei gleiten.

„Mais c'est merveilleux! Vraiment! Un chef d'œuvre! Parole d'artiste! Und solche Esel! solche horriblen Esel! — Diesen Schatten müssen Sie noch ein wenig vertiefen."

„Und dies hier gefällt mir auch noch nicht," sagte Stella, an ihn herantretend und auf eine Partie der Stirn über dem rechten Auge deutend.

„Na, das geht! das geht! Die zauberhafte Schönheit des Originals zu erreichen, dürfen Sie freilich nicht hoffen. Aber wir sehen ja wohl auch weniger auf Schönheit als auf —"

„Sittsames Betragen," sagte Stella, den Arm, den er um ihre Hüfte legen wollte, zurückschiebend.

„Pardon! Ich wollte Sie nur stützen in dem sehr wahrscheinlichen Fall, daß Sie ohnmächtig werden, wenn Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Lassen wir es darauf ankommen!"

„Ich habe Sie gewarnt. Also! Nehmen Sie alle Kraft zusammen und seien Sie größer als das Schicksal: Ihre Bilder sind refüsiert!"

„Alle drei?"

„Und wären's dreißig gewesen. Im dicken Bauch der Dummheit haben noch mehr Platz."

„Aber das ist schändlich!" rief Stella, jetzt, nach-

dem sie den ersten Schrecken bemeistert hatte, in voller Empörung.

„Ob es das ist!“

„Auch von Ihnen. Noch gestern abend haben Sie mir gesagt: die Annahme sei sicher.“

„Verzeihung: so gut wie sicher. Und durfte es sagen, da ich es aus dem Mund von Käsebier hatte, dem die übrigen Hammel in der Jury notorisch stets gehorsam nachspringen. Wie konnte ich auch zweifeln, da meine Sachen angenommen waren, die allerdings ein gut Teil zahmer sind als Ihre.“

„In der Malerei nicht.“

„Mag sein: nicht in der Malerei, aber in den Sujets. Ich sagte Ihnen gleich: die drei Kinderleichen mit der sich im Todeskampf windenden Mutter, während der blaue Kohlendunst —“

„Sie rühmten die packende Wahrheit —“

„Thue ich noch, werde es immer thun. Aber die vérité, die vérité vraie — das ist ja das rote Tuch für diese Ochsen. Uebrigens — man muß selbst gegen Ochsen gerecht sein: der Kampf hat lange geschwankt. Man hatte die definitive Entscheidung über Ihre Bilder bis heute — bis zum äußersten Termin also — hinausgeschoben. Man ist sich furchtbar in die Perücken geraten. Käsebier hat für Sie plai-

diert; Nußbaum, Vischer und, ich glaube, auch Teller — vergebens! Man hat sie niedergestimmt, und der Unsinn hat wieder einmal gesiegt."

„Und Eilhardt duldet die Schmach, die man seiner Frau anthut!" rief Stella, mit heftigen Schritten hin und her gehend.

Willibald lächelte höhnisch.

„Der Herr Professor! Freilich! Er hat sich klug salviert! da Sie partout ausstellen wollten, könne er selbstverständlich nicht Mitglied der Jury sein! Nun, er braucht die Jury so wenig wie die Hängekommission: vor seiner goldenen Medaille springen die Thüren der Ausstellung auf, und man beeilt sich, dem großen Manne die besten Plätze zu offerieren. Und daß er seinen Einfluß für Sie geltend machen sollte — ja, meine Allerschönste, das können Sie billigerweise doch kaum verlangen: wenn einem der Feind von allen Seiten ins Land dringt, soll man ihm da noch die Heerstraßen ebnen? Das wäre der reine Selbstmord; und der Herr Professor hat — aus guten Gründen — sein Leben viel zu lieb."

„Ja, das hat er!" rief Stella in tragischem Ton.

„Que voulez-vous! Er hat eben nicht Ihre Tiefe. Oberflächliche Menschen nehmen es immer leicht mit dem Leben und mit der Kunst. Hat er je das min-

beste Verständnis — ich will gar nicht von Ihrem Können sprechen — aber auch nur für Ihr Wollen gezeigt?"

„Und nun wird er vollends triumphieren!"

„Wenigstens raufte er sich nicht die Haare aus, als ich ihm mitteilte, was Ihnen passiert ist."

„Sie haben ihn gesprochen?"

„Ich komme eben von ihm. War in der Ausstellung, nach meinen Bildern zu sehen — hängen natürlich miserabel; — sprach Käsebier; hörte, was geschehen; ging sofort nach der Akademie, direkt zu dem Professor ins Atelier. ‚Nun, lieber Freund, was bringen Sie?' — ‚Man hat soeben die Bilder Ihrer Frau refüsiert.' — ‚Haben Sie es anders erwartet?' — ‚Ob ich es habe!' — ‚Ich nicht.' — ‚Möglich, aber ich sehe in diesem Refus einen Schlag ins Gesicht der ganzen neuen Richtung, den ich, als ihr Vertreter, sehr lebhaft fühle und nicht dulden werde. Ich werde meine Bilder zurückziehen.' — ‚Das geht nicht; das ist gegen die Statuten.' — ‚Weshalb hat man sie angenommen und denen Ihrer Frau das Permesso verweigert?' — ‚Weil Sie, trotz alledem, ein Künstler sind und meine Frau erst einer werden soll.'"

„Hat er das gesagt?" rief Stella mit flammenden Wangen und funkelnden Augen.

„Mit der ruhigsten Miene von der Welt, während er sich eine frische Cigarette ansteckte. Apropos! darf ich eine rauchen?"

„Da steht das Feuerzeug."

„Und rauchen Sie auch eine! Es giebt kein besseres Mittel gegen agitierte Nerven! Bitte!"

Er hatte ihr sein Etui angeboten und zu Feuer verholfen. Stella that ein paar Züge. Plötzlich warf sie die Cigarette weg und brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Willibald rauchte nachdenklich weiter, während seine Blicke auf sie geheftet waren und er im Geist die feinen Linien ihres Körpers nachzeichnete, wie sie da vor ihm saß mit seitwärts gebogenem Oberkörper, das Gesicht tief in die auf der Stuhllehne verschränkten Arme drückend.

„Es ist Unsinn," sagte er bei sich, „und kann nur wieder zu Unsinn führen. Mais c'est plus fort que moi."

Er ließ die Cigarette auf den Boden gleiten, erhob sich von dem Sessel, trat an sie heran und legte die Hand leicht auf ihr schwarzes Haar.

„Stella —"

Ein nur noch heftigeres Schluchzen war ihre Antwort.

Er nahm die Hand von ihrem Kopf, stützte sie auf eine freie Ecke der Stuhllehne und sagte, sich über die Weinende beugend, leise sprechend, dicht an ihrem Ohr: „Geliebte Stella, ich liebe Sie, ich bete Sie an — habe Sie geliebt und angebetet schon, als ich vor vier Jahren von hier nach Paris ging. Sie! Was konnte der junge, namenlose Schüler Ihnen sein? Sie hatten ja Ihre Wahl getroffen. Eine große, glückliche Wahl, dachte ich damals. Und habe es während der ganzen Zeit gedacht. Und Sie weiter geliebt in dem Seine-Babel, das mir nicht gefährlich werden konnte. Trug ich doch Ihr Bild im Herzen! Dein Bild, mein geliebtes Mädchen! Die ich nun nach Jahren wiederfinde: ein geniales, unglückliches Weib, um so unglücklicher, je genialer es ist. Unverstanden in ihrer Genialität. Selbst von ihm, der sich ihr Gatte nennt. Ich aber, ich verstehe dich; ich bewundere dich, liebe dich. Und bin kein hilfloser Knabe mehr; bin ein Mann, der seinen Mann steht, auch als Künstler. Und der stark genug ist, dich aus diesem Elend, in dem du über kurz oder lang untergehen wirst, zu retten, wenn du dich retten lassen willst. Willst du, geliebtes Weib? Willst du?

Eine Antwort kam nicht; aber der schlanke Leib wurde nicht mehr so heftig vom Weinen geschüttelt

und das Schluchzen war leiser geworden. Das war ein gutes Zeichen. Und nun hatte er sich so tief in den „Unsinn“ hineingeredet! Und ein Mann bleibt da doch nicht auf halbem Wege stehen!

Während er seinem Flüstern einen noch leidenschaftlicheren Ausdruck zu geben versuchte, was ihm nach seiner Meinung überraschend gut zu gelingen schien, fuhr er fort:

„Hier kannst du nicht mehr bleiben — nach diesem schändlichen Affront nicht mehr. Du bist es dir, du bist es unserer Kunst schuldig. Da liegt das Buch der Baskirtscheff. Glaubst du, sie würde sich in einer solchen Lage auch nur einen Augenblick besonnen haben? Als ich das Buch las — ich habe immerfort dabei an dich gedacht. Du warst meine Marie; ich war dein Bastien!“

Das Schluchzen hatte aufgehört; nach Willibalds Erfahrung mußte jetzt die Entscheidung kommen. Er ließ sich auf beide Knie nieder, indem er zugleich, ohne Heftigkeit, die Arme um ihren schlanken Leib legte.

„Stella, ich liebe dich! Entflieh mit mir und sei —“

Das wollte er doch lieber ungesagt sein lassen; das konnte doch später zu Unzuträglichkeiten führen.

Er drückte sein Gesicht tiefer in die Falten ihres Kleides und flehte:

„Nur ein Wort, Stella! Nur einen Blick!“

Sie hatte das Gesicht, das noch immer in ihren Armen auf der Stuhllehne lag, gehoben und wandte sich, ihm beide Hände auf die Schultern legend:

„Willibald!“

„Stel—“

Er brachte das Wort nicht fertig vor einem konvulsivischen Hustenanfall, der ihn von den Knien empor in eine Ecke des Ateliers trieb, wo er das eilig aus der Brusttasche gerissene Tuch vor den Mund hielt, fast in den Mund stopfte — immerfort hustend, als sei er am Ersticken.

Wie scheinbar natürlich das alles war — Stella hatte die Empfindung: es ging nicht mit rechten Dingen zu. In seine Augen, als er zu ihr aufblickte, war plötzlich ein Zwinkern gekommen, als hätte er etwas besonders Komisches gesehen. In ihrem Gesicht?

Mit einem Schritt war sie an dem Tisch; hatte den Handspiegel, der da zwischen ihren Malsachen lag, ergriffen, hineingeblickt, einen leisen Schreckensschrei ausgestoßen, den Spiegel wieder auf den Tisch geworfen und war in ihr Toilettenkämmerchen gestürzt, die Thür hinter sich zuriegelnd.

„Da haben wir die Bescherung,“ sagte Willibald für sich, das Tuch vom Munde nehmend. „Donner=

wetter, sah sie aus! Warum streicht sie auch die Pinsel immer auf dem Aermel ab! Die reine Symphonie in rot und blau! Zum Schreien! Ob sie wohl wiederkommt?"

Er war vor das Porträt getreten.

„Wirklich famos — alles noch ein bißchen roh, aber doch ein riesiges Talent! Die Ochsen! Die Kamele! Wenn man ihnen einen Streich — und dem Farbenduseladim — recht wär's ihm schon — eine Art von Entschädigung für das unterbrochene Opferfest — ja, so geht's! Kann's wenigstens gehen."

Ein schadenfrohes Lächeln zuckte um seine Lippen.

In dem Kabinett wurde der Riegel zurückgeschoben. Stella trat herein. Ein starker Terpentingeruch ging von ihr aus, der für Willibald, als er mit ausgestreckten Händen auf sie zukam, keiner Erklärung bedurfte.

„Verzeihung, schönste Frau! Aber unter Kameraden, wissen Sie —"

„Es muß furchtbar komisch ausgesehen haben —"

„Da Sie selbst meine Verteidigung übernehmen —"

„Sie hätten freilich etwas anderes verdient."

„Ich gelobe Reue und Buße —"

„Besserung wäre mir lieber —"

„Nach der Seite kann ich leider nichts versprechen —"

„Dann machen Sie wenigstens, daß Sie wegkommen.“

„Sofort, wenn Sie mir erlauben, das Bild da mitzunehmen.“

„Wozu?“

„Zum Andenken an diese Stunde.“

„Ich dächte, wir beide thäten besser, sie schleunigst zu vergessen.“

„Dann im Ernst: ich will es für Paris haben — samt den übrigen.“

„Das nennen Sie Ernst?“

„Wollen Sie etwa keine Revanche?“

„Ja, ja, ich will! ich will! blutige Revanche!“

„Sie soll Ihnen werden,“ sagte Willibald, das Bild von der Staffelei herabnehmend.

„Es ist ja noch nicht einmal fertig.“

„Ich brauche es gerade so, wie es ist.“

„Aber das eilt doch nicht.“

„Chi lo sa! Jedenfalls habe ich einen Wagen vor der Thür und so die beste Transportgelegenheit. Erlauben Sie!“

Er hatte aus einer Ecke, in der allerlei Kram übereinandergetürmt war, einen großen Baumwollfetzen genommen, den er sorgsam um das Bild schlug.

„So! — Und wenn wir uns hier nicht wiedersehen sollten — a rivederci in Paris!“

Er hatte ihr die Hand gereicht. Ihre Hand zitterte ein wenig.

„Geliebte Stella! Die Farbe auf der Leinwand hat uns zusammengeführt. Soll ein bißchen davon, das sich in Ihr reizendes Gesicht verirrt hat, uns trennen? Seien Sie vernünftig! Werfen Sie den Krempel hier von sich! Kommen Sie mit!“

„Sie sind positiv toll.“

„Vielleicht denken Sie morgen oder übermorgen anders darüber. Dann sagen Sie mir ein Wort! Sie sollen sich um nichts zu bekümmern brauchen. Ich besorge alles und jedes — Billet inklusive. Sie haben schlechterdings nichts nötig, als mich den Tag wissen zu lassen und pünktlich auf dem Bahnhof zu sein. Der einzige Zug, der schlank durchgeht, ist abends zehn. Solche Züge gehen immer um zehn.“

„Sie scheinen viel Erfahrung darin zu haben.“

„Danke! So la la; oberflächlich; eben nur fürs Haus. Noch eins! Sie werden dicht verschleiert kommen — schwarz natürlich! das ist de rigueur. Aber es kaprizieren sich vielleicht mehrere Damen gerade auf den Zug, und Irrungen in solchem Fall enden nicht immer als Komödie, oder können doch

bedenkliche Umstände und Kosten verursachen, bis die Auswechselung erfolgt ist. Also, bitte, lassen Sie aus der linken Hand ein weißes Taschentuch herabhängen! Das ist ganz unverfänglich und doch, konsequent durchgeführt, völlig genügend. Wollen Sie?"

„Ich wollte nur, ich könnte Ihnen so böse sein, wie Sie es verdienen."

„Das kommt auf dasselbe heraus. Also: abgemacht! Auf Wiedersehen!"

Er hatte mit einem kräftigen Druck ihre Hand losgelassen und war zum Atelier hinaus.

Stella blickte auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen hatte.

„Eilhardts Gesicht, wenn er liest: lebe wohl! ich bin auf dem Wege nach Paris! — Das allein wäre den Spaß wert. — Pah! es ist ja alles dummes Zeug. Aber das Bild hätte ich ihm nicht geben sollen."

Sie eilte an das Fenster und schlug den Vorhang zurück.

Willibald war bereits im Hause verschwunden.

* * *

Als der Maler mit seiner offenen Droschke — auf dem Sitze sich gegenüber das verschleierte Bild

— aus der Seitengasse, in der die Villen der Freunde lagen, in die Hauptstraße bog, sah er auf dem Fußwege eine kleine Gestalt eilig schreiten.

„He! Alfred! Kommen Sie! Ich nehme Sie mit in die Stadt."

Er hatte halten lassen, Alfred sich zu ihm gesetzt; der Kutscher trieb das Pferd wieder an.

Willibald hatte das Bild, das ins Rutschen gekommen war, wieder festgestellt und wandte sich zu Alfred.

„Donnerwetter, Freund, aber sehen Sie aus! Was ist Ihnen passiert?"

„Wie finden Sie das?" rief Alfred, beide Hände von sich streckend.

„Was?"

„Bemerken Sie denn nichts?"

„Daß Sie es heute morgen etwas eilig gehabt und in der Wahl Ihrer Handschuhe nicht glücklich gewesen sind."

„Nicht glücklich! Jawohl! Wenn darüber das Glück eines — nein! zweier Menschen zerbrochen ist, wie —"

„Sagen wir: das von Edenhall. Warum nicht? In solchen Momenten spielt man immer va banque gegen den Zufall, der bekanntlich stark im Volteschlagen

ist. Mir ist eben, vermutlich in einer ähnlichen Situation, etwas noch viel Tolleres begegnet, das merkwürdigerweise auch ins koloristische Fach schlägt."

„Pfui Teufel!" rief Alfred, sich mit krampfhafter Hast die Handschuhe abreißend und sie zum Wagen hinauswerfend.

„Das ist recht!" sagte Willibald. „Das erleichtert das Gemüt. Nun stecken Sie sich noch eine Cigarette an und erzählen Sie — ‚damit wir beide es wissen', wie Mutter Thetis zu dem weinenden Heldensöhnchen sagt."

Wirklich stand Alfred das Wasser in den Augen, und er hatte, während er dem Freunde „die fürchterliche Situation, in der er sich befand" ohne Rückhalt klar zu legen suchte, wiederholt Mühe, die offenen Thränen zurückzuhalten. Willibald, wie sehr er sich auch innerlich über den „Nihilisten" amüsierte, der bei jeder Gelegenheit mit seinem „vereisten" Herzen prahlte, hörte, ohne eine Miene zu verziehen, aufmerksam zu, während der tolle Einfall, welcher ihm in Stellas Atelier gekommen war, für ihn immer greifbarere Gestalt annahm.

Alfred hatte seine Beichte beendet.

„Très bien!" sagte Willibald. „Sie haben, Ihrer Natur nach, die Sache von der tragischen Seite ge-

sehen, an der es ja auch nicht fehlt. Mir müssen Sie schon verstatten, mich an die komische zu halten, die Ihnen entgangen ist. Aber, bedenken Sie doch! Da geht von einem Jamben-Stelzer, Perioden-Drechsler, Dutzendgefühle-Verschleißer ein frisch-frohes Buch neuesten Stiles in die Welt, das er nicht geschrieben hat, von dem jede Zeile ihm das Haar zu Berge sträubt. Sie werden sagen: der Spaß kann nicht lange dauern. Gleichviel! Spaß ist Spaß und — Rache ist süß. Soviel für Sie. Nun für mich. Hier das Bild! — rühren Sie nicht daran, sonst fällt es um! — mein Porträt, das leibhaftige Konterfei von Eilhardts abtrünnigstem Schüler, gemalt von der Hand seiner süßen kleinen, tapferen Renegatin von Frau. Wenn wir das auf die Ausstellung brächten unter seinem heiligen Namen, auf den hierorts alle Esel schwören!"

„Aber das wird unmöglich sein."

„Gar nicht, wenn Sie mir helfen wollen."

„Mit Vergnügen — das heißt —"

„Wollen Sie, oder nicht?"

„Gewiß! Aber wie? wie denn?"

„Der Katalog der Ausstellung wird in Ihrer Offizin gedruckt?

„Freilich! ich selbst besorge die Korrektur. Pro-

fessor Käsebier hatte mich darum gebeten. Eine gräßliche Schererei. Nun ist zum Ueberfluß noch ein ‚Anhang‘ nötig geworden. Er sollte heute morgen gesetzt werden. War eben auf dem Wege nach der Druckerei.“

„Welche Nummer?“

„Einundzwanzig.“

„Kutscher! Käsekeilchengasse einundzwanzig!“

„Was haben Sie nur vor?“

„Ich sage es Ihnen an Ort und Stelle.“

* * *

In der am Sonntag eröffneten Kunstausstellung fand man stets dichte Gruppen vor einem Bilde, das in einem der größeren Nebensäle an vorzüglicher Stelle hing. Der Knäuel wurde manchmal so dicht, daß neu Herzutretende sich auf die Zehen stellen mußten, wenn sie das merkwürdige Werk sehen wollten.

„Sagen Sie,“ begann Doktor Mädler von der höheren Töchterschule zu Professor Bimstein von der Kunstakademie, den er plötzlich neben sich bemerkte; „sagen Sie mir, Verehrtester, was bedeutet dieses Sammelsurium von schmutzigen blauen, grauen Farben, worin sich einige rote Kleckse befinden?“

„Das Porträt des Malers W. — soll heißen: Willibald — von meinem Kollegen Friedrich Eilhardt," erwiderte der Professor nicht ohne einen Anflug von Hohn.

„So steht im Anhang des Katalogs unter Nummer 861," sagte der Doktor. „Aber das meine ich nicht. Ich meine, wie kann unser Eilhardt sich zu einer solchen — darf ich sagen: Schmiererei? hergeben? und wie kann Ihre Jury so etwas durchgehen lassen?"

„Respekt vor der großen goldenen Medaille, wenn ich bitten darf!"

„Ich respektiere gewiß jedes Verdienst und bin stets ein Anhänger, mehr noch: Bewunderer Eilhardts gewesen. Aber dies! Ist es denn wahr und wahrhaftig vou ihm?"

„Jedenfalls hängt es hier seit vier Tagen, ohne daß er es abgeleugnet hätte. Ueberdies, sein ehemaliger Schüler Willibald hat es eigenhändig am Sonnabend Abend hierhergebracht, direkt aus seines alten Meisters Atelier."

„So ist nicht daran zu zweifeln. Aber welch grauenhafte Verirrung! Welch tiefer Fall! welch schnöde Verleugnung der heiligen Ideale, zu denen der Mann trotz seines fahrigen Wesens, das mir

stets anstößig war, sich noch immer ausnahmlos bekannt hat! Mein Gott, es wird einem humanen Gemüt so schwer, dergleichen Ungeheuerlichkeiten für effektive, bare, plumpe Wirklichkeit zu nehmen. Ist denn keine andere Erklärung denkbar? Kann er sich nicht einen — immerhin bedenklichen und unzarten, aber doch wohlgemeinten Scherz erlaubt haben?"

„Einen Scherz? Wie meinen Sie?"

„Ich habe vorhin im Saal B — wenn ich nicht irre — drei oder vier Bilder eben seines Schülers Willibald gesehen, von denen ich gleichfalls nicht weiß, wie die Jury sie hat zulassen können."

„Durch meine Schuld nicht," rief Professor Bimstein eifrig. „Ich habe mir fast den Mund dagegen wund gesprochen. Aber Käsebier, Nußbaum, Vischer — Teller nicht zu vergessen — diese Schwachmatici, diese Mantelträger, diese Liebediener hatten es mit der Duldsamkeit, der Liberalität: man dürfe keinen Mißbrauch mit der Macht treiben; die neue Richtung, die junge Schule nicht vergewaltigen; müsse sie zu Wort kommen lassen, und was des abominabeln Unsinns mehr war. Wir anderen Vernünftigen konnten froh sein, daß wir uns wenigstens mit den Sudeleien von Eilhardts Frau nicht auch noch zu prostituieren brauchten."

„So, so!" sagte Doktor Mädler, sich die Nasenspitze reibend: „Eilhardts Frau — die kleine Stella Erbach, Tochter des verstorbenen Ober-Justizrates — das ist nun wieder meine Schülerin: ein naseweises, vorlautes Ding, aber recht begabt — So, so! Und die hat sich auch aufs Malen gelegt? Ja, ja! ich hörte davon."

„Wie sollten Sie nicht! Hat sie doch sogar schon wiederholt ausgestellt: im Verein der Künstlerinnen und dergleichen. Mit Erfolg, mein Bester! mit Erfolg! Prinzessin Amalgunde hat im vorigen Herbst eines von ihren Schauerstücken gekauft. Die Sache macht Propaganda, sage ich Ihnen. Macht Propaganda."

„Sehen Sie, Verehrtester — aber lassen Sie uns da auf dem runden Diwan Platz nehmen — es plaudert sich so besser — und das Stehen greift mich etwas an — sehen Sie, das ist es, was ich meinte: die Sache macht Propaganda — das ist nun einmal die leidige Natur des Unkrautes — schießt auf in Samen — erstickt die fruchtbaren Aehren. Eilhardt — mein Gott, er ist ja ein konfuser Kopf — aber sollte er das weniger deutlich sehen als wir? weniger schmerzlich empfinden? Ich möchte sagen: um so deutlicher, schmerzlicher, wenn er seine junge Frau

auf einem Wege findet, den er verabscheut? ihn das Unglück, das diese Neuerer anrichten, bis an den häuslichen Herd verfolgt? Da sollte ihn der Unwille nicht übermannt, er sich nicht gesagt haben: jetzt will ich dir, verblendetes Weib; will ich euch Lärmern und Friedensstörern zeigen, wohin euer Treiben führt? Es kann nicht anders sein. Je länger ich darüber nachdenke, mir die Qualen vergegenwärtige, die der Aermste erduldet haben muß und erduldet, um so sicherer ist mein Schluß: es muß so sein. Und daß er sich gerade den ärgsten Schächer, seinen verräterischen Schüler ausgesucht und — so zu sagen — in effigie an den Pranger gestellt hat — das ist doch ein Zug, den ich geradezu genial nennen möchte."

Doktor Mädler nahm eine Prise, die er während seiner letzten Rede zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten, und bot die kleine goldene Dose dem Professor.

„Prischen gefällig?"

Der Professor schüttelte fast unwillig den Kopf und erwiderte mit nur mühsam unterdrückter Erregung:

„Alles ganz gut und schön, nur daß ich leider anderer Meinung bin, nach meinen Beobachtungen sein muß. Sie, lieber Doktor, Sie können von Ihrem Katheder aus diese Beobachtungen nicht wohl

machen; uns Künstlern, die wir tagtäglich durch die Ateliers laufen, mit dem Publikum in fortwährender enger Berührung sind, drängen sie sich auf Tritt und Schritt auf. Das Unglück hat schon viel größere Dimensionen angenommen, als Sie anzunehmen scheinen. Dieser Pöbelgeist, der alles, was bisher für ehrwürdig galt, umstürzen und auf den Kopf stellen möchte — ja, wenn er bloß in den windigen Gehirnen der jungen Leute spukte! oder nur die unteren Klassen ergriffen hätte, in die ja jetzt der leibhaftige Teufel gefahren zu sein scheint! So steht die Sache aber leider Gottes nicht. Leute, die längst die Kinderschuhe ausgetreten haben, womöglich schon graue Haare im Bart, sind von dem Schwindel angesteckt; und ich deutete Ihnen bereits vorhin an, bis in wie hohe Kreise hinauf die Verblendung reicht. Ist es doch schon so weit gekommen, daß man uns ältere Künstler nicht mehr offen zu loben wagt. Von flottem Verkaufen unserer Bilder, wie früher, ist längst keine Rede mehr. Ich kenne Kollegen — Namen will ich nicht nennen —, die zehn, zwanzig Bilder auf den verschiedenen Ausstellungen, oft in den obskursten Nestern — umherirren haben, damit das arme herumgestoßene Zeug zuletzt auf einer Auktion für einen Spottpreis losgeschlagen wird. Und dabei muß man

Gott danken, daß man's los ist und sich vor Frau und Kindern nicht die Augen aus dem Kopf zu schämen braucht, wenn es einem nach Jahren wieder in die Bude schneit. Ja, Verehrter, heutzutage geht die Kunst mehr als je nach Brot. Na, und sein bißchen Renommee möchte man doch auch von Zeit zu Zeit wieder auffrischen! Fleckt's nicht mehr mit den alten reinlichen Farben, mischt man ein bißchen Schmutz dazu. So bleibt man in der Mode, respektive kommt in die Mode — wie Sie wollen."

Professor Bimstein lächelte höhnisch in seinen graumelierten Bart; Doktor Mädler legte ihm die Hand aufs Knie und flüsterte, sich vorsichtig umblickend:

„Um Himmels willen, mein Bester, lassen Sie das niemand hören! das heißt: ich habe mir im stillen auch so meine Gedanken — Aber wollen Sie wirklich sagen —"

„Ich will gar nichts sagen," unterbrach ihn der Professor ärgerlich. „Ich weiß nur, daß Eilhardt, wenn er unter guten Freunden ist, für die Schule von Fontainebleau eine Lanze einlegt; Manet, Millet, Bastien Lepage und die sonstigen französischen Schwindler gelten läßt; von dem enormen Talent des Sudelküchenjungen Willibald radotiert; sogar seine Frau,

die gar nichts kann, rein gar nichts und im Leben niemals etwas können wird, einen Most nennt, der — und so weiter. Na, Verehrtester, so was färbt ab; und wer sich nicht geniert, Pech anzufassen — Haben Sie seine ‚Zaubernacht‘ im ersten Saal gesehen? Ist Ihnen dabei nichts aufgefallen? Freilich, so was sieht nur unsereiner. Dann bitte, achten Sie einmal darauf, in welchem greulichen Kontrast die in der Luft schwebenden Elfen mit der ganzen übrigen Beleuchtung stehen: dem grüngoldigen Dämmer auf den Baumwipfeln, den tiefen Schatten zwischen den Stämmen, dem mattblauen Nachthimmel, durch dessen schwefelgelb umränderte Wolken der blinkende Mond segelt. Alles sehr stimmungsvoll, ein echter alter Eilhardt. Vergangenen Freitag komme ich zu ihm ins Atelier. — Er pinselt an der ‚Zaubernacht‘ herum. — ‚Freundchen,‘ sage ich, ‚Hand von der Butter! Das Bild ist fertig. Du kannst nur noch was dran verderben.‘ — ‚Meinst du nicht,‘ sagt er, ‚daß die Nixenleiber zu gelb, zu opak sind?‘ Und pinselt weiter. — ‚Unsinn,‘ sage ich, ‚du willst doch Mondscheineffekt.‘ — ‚Eben deshalb,‘ sagt er; ‚ich habe noch erst diese Nacht mich überzeugt: wenn der Mond voll und klar auf menschliche Epidermis scheint, giebt es eine weiße, kreidige Farbe; eigentlich das Gegenteil von Farbe. Ueber-

haupt bin ich mit dem Bilde gar nicht mehr zufrieden: es ist alles zu dick und undurchsichtig, kein Ambiante, wie Correggio es nennt.‘ — ‚Na,‘ sage ich, ‚dann wünsche viel Glück,‘ und mache die Thür hinter mir zu.“

„Bravissimo!“ sagte neben den Herren eine tiefe Stimme, die dem R in dem Worte mehr Geltung lieh, als ihm vielleicht zukam.

„Ah, Herr Direktor! Freue mich!“ sagte Doktor Mädler, dem stattlichen Manne die Hand reichend.

„Wie komme ich zu der Ehre Ihres Bravissimo?“ fragte Professor Bimstein. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Sie kennen die Anekdote von Friedrich Wilhelm dem Vierten von Preußen?“ sagte der Direktor, sich zu den Herren setzend. „Eines Abends trat er nach dem zweiten Akt irgend einer fürchterlichen Jambentragödie aus seiner Loge auf das Foyer und fand seinen Kammerdiener eingeschlafen, den Kopf an der Wand. — ‚Der Kerl hat gelauscht,‘ lachte der witzige Monarch. Nun, meine Herren, gelauscht habe ich nicht; aber da ich, nur durch diesen Aufbau getrennt, unmittelbar hinter Ihnen auf dem Diwan saß, auch nicht verhindern können, daß ich mit meinen leisen Schauspielerohren jedes Wort Ihrer Unterhaltung ver-

nahm. Und, meine Herren, mir geht es, wie der Prinzessin im Tasso:

> Ich höre gern dem Streit der Klugen zu;
> Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
> So freundlich und so fürchterlich bewegen,
> Mit Grazie die Rednerlippe spielt.

Nihilominus tamen — ja, ja, Doktorchen, auch ich darf von mir sagen:

> Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten —

dennoch hätte ich, froh der kostbaren Beute, bescheidentlich ein stilles exit gemacht, wäre ich mir nicht bewußt gewesen, zu dem Thema, welches die Herren behandelt haben, einen exquisiten Beitrag liefern zu können."

„Was ist es?" fragte Doktor Mädler eifrig.

„Dann schießen Sie los," sagte der Professor.

„Wollen mir die Herren verstatten, zwischen Ihnen zu sitzen," flüsterte der Direktor; „mein Organ ist etwas sonor, und ich möchte nicht gern — so! Danke verbindlichst! Haben die Herren den neuesten Roman von Arnold gelesen: Wenn Frauen Mut hätten?"

„Ich lese grundsätzlich keine neueren Romane," sagte Doktor Mädler mit einem bösen Lächeln.

„Ich komme selten dazu," sagte Professor Bimstein.

„Aber meine Herren, meine Herren!" rief der

Direktor leise, die mit neuen rehfarbenen Glacés bedeckten Hände in sanfter Beschwörung erhebend; „nehmen Sie mir es nicht übel: zwei Männer, wie Sie, die an der Tête der Phalanx marschieren — das heißt: ich habe es auch nicht gelesen — ein geplagter königlicher Schauspieldirektor — das ist wie Sisyphus: immer wieder den Stein wälzend, der immer wieder zur Tiefe rollt. Aber meine Frau — armes, liebes Weib! seit sie von den Brettern hat scheiden müssen — ein unersetzlicher Verlust für sie und für die Welt — ihr ewig geschäftiger Geist — sie liest jetzt Romane, die ihr, der ans Zimmer und — wie so oft! an das Bett Gefesselten das Leben, das sie einst mit vollen Zügen genoß — Pah! werden wir nicht sentimental! — Sehen Sie, meine Herren, so bleibe ich, ohne selbst zu lesen, durch sie, die mir alles mitteilt, völlig au courant auch in der erzählenden Litteratur. Nun muß ich bemerken: meine gute Frau liest alles — alles: Tolstoi, Maupassant, Dostojewski, Flaubert, Zola, Bourget — wer kann alle die Namen behalten! — und, wie sich bei einer Dame, die denn doch so manchen Blick hinter die Kulissen geworfen hat, von selbst versteht: ohne falsche Prüderie — mein Gott! für den Reinen ist eben alles rein — mit einem Worte: es muß schon, so zu sagen, stark kom-

men, alle Grenzen überschreiten, wenn meine Frau daran Anstoß nehmen soll. Gut. Gestern abend komme ich aus dem Theater nach Haus und finde sie aufgeregt, als hätte sie selbst, anstatt der Bastel — die nebenbei gar nichts kann, als meine Frau jämmerlich kopieren — eben die Emilia gespielt. — ‚Was ist dir, liebes Weib?‘ — ‚O, dieses Buch! dieses Buch!‘ — ‚Was für ein Buch?‘ — Meine Herren, ich will mich kurz fassen: da hat also Arnold, unser gefeierter Arnold, den manche auch ‚den Schönen‘ nennen, der bis jetzt nur Jambendramen schrieb, die man dreimal und nie wieder bringen konnte, und — nach der Versicherung meiner Frau — Romane, die jede Mutter ihrer Tochter getrost in die Hand geben durfte, einen verbrochen, der — immer nach Aussage meiner, wie gesagt, nichts weniger als altjüngferlichen Gattin — alles übertrifft, was Franzosen, Russen, tutti quanti in dem Genre geleistet haben."

„Dem lasciven, meinen Sie doch? natürlich!" sagte Doktor Mädler mit dem eigentümlichen Lächeln jemandes, der von der besprochenen Angelegenheit mehr weiß, als die Sprechenden selbst.

„Nicht so eigentlich," erwiderte der Direktor; „das heißt, es sollen auch starke Sachen nach der Seite

vorkommen; aber nicht gerade lasciv, eher von einer verblüffenden — ich kann den Ausdruck nicht gleich finden — die Herren werden mich schon verstehen. Nein, was meine Frau so entsetzt hatte, war eben jene — jetzt hab ich's! — Unverfrorenheit, mit der hier auf Dinge, Personen, Situationen losgegangen wird. Als ob man plötzlich unter Menschen geraten wäre, für die der Luxus der Kleidung noch erst erfunden werden soll, sagt meine Frau. Daß das Buch von Jammer und Elend nur so trieft; die Geschichte zumeist nur in Proletarierkreisen spielt; und wenn ein Mensch aus anderer Sphäre auftritt, er voraussichtlich ein Schurke ist, bedarf nach dem bereits Gesagten kaum der Erwähnung. Nun, wie finden die Herren das?"

„Ich finde," sagte Professor Bimstein, „es ist ganz genau die Armeleutemalerei, mit der man das Publicum elendet, in den Roman übertragen."

„Aber mein Lieber, Einziger, Bester," rief der Direktor, „das wollte ich ja eben festlegen! Dazu habe ich Ihnen doch das alles erzählt! Uebrigens, wenn Sie glauben, daß unter diesem Greuel nur die Malerei und etwa noch der Roman zu leiden hat, so irren Sie. Bei uns auf dem Theater steht die Sache noch viel schlimmer. Sie glauben ja gar nicht, welche

Zumutungen diese Herren Dichter jetzt an uns stellen. Ich danke Gott jeden Tag, daß ich Direktor eines königlichen Schauspieles bin und unter einem Intendanten arbeite, dem diese rohen Attentate auf Bildung, Sitte und Geschmack gerade ein solcher Horreur sind wie mir. So kommt es, daß wir hier wenig — so gut wie nichts — von diesen Abscheulichkeiten zu sehen bekommen. Aber gehen Sie einmal nach Berlin — da können Sie was erleben!"

„Und das nennt sich Reichshauptstadt," sagte Doktor Mädler höhnisch. „Aber bleiben wir bei der Sache, vielmehr bei der Person! Ich frage wieder: wie ist dies möglich? Möglich, daß ein bis dahin reinlicher Dichter, ein Litteraturprofessor, ein Mann der guten Gesellschaft, zu dessen öffentlichen Vorlesungen unsere ganze Aristokratie in hellen Haufen strömt, sich so weit vergessen, so schamlos bloßstellen kann!"

„Und ich sage, wie in Eilhardts Fall: Großmannssucht! Furcht, wenn man im alten soliden Geleise bleibt, unter den Schlitten zu kommen," brummte der Professor.

„Wie wär's mit dem alten: cherchez la femme?" meinte der Theatermann bedeutungsvoll lächelnd. „Nach

meiner Praxis, wenn mal wieder einer einen dummen Streich macht, stimmt das immer."

Der Direktor hielt dafür, daß es mit einem so hervorragend geistreichen Wort ein schöner Abgang sei. Er erhob sich von dem Diwan, reckte sich in den Hüften und strich eine doch mögliche Falte in seinem hellfarbenen Beinkleid glatt, um dann die seidenen Aufschläge seines schwarzen Rockes zurückzuklappen. Hut und Stock in der linken Hand, machte er eine seiner berühmten Verbeugungen.

„Wir gehen mit!" riefen Doktor Mädler und Professor Bimstein aus einem Munde.

„Sehr obligiert!" sagte der Direktor mit graziösem Lächeln, und in sich hinein ärgerlich: „Die Sorte verdirbt einem doch immer die schönsten Nüancen."

Die Herren verließen die Ausstellung, in der sich — jetzt dicht vor Feierabend — nur noch wenige Besucher umtrieben. Mitten auf der Terrassentreppe, die sie hinabzusteigen hatten, blieb Doktor Mädler plötzlich stehen:

„Meine Herren!"

Die beiden anderen wandten sich. Da sie bereits eine Stufe tiefer standen, hatte der Doktor den Vorteil zu ihnen hinabzusprechen:

„Meine Herren! Wir haben da nach den Ursachen zweier Erscheinungen geforscht, welche in diesen Tagen, schreckhaft für alle Gutgesinnten, sich manifestiert haben. Selbstüberschätzung, buhlerisches Bemühen um die Gunst der Menge, selbst der Frauen Manneskraft unterwühlender Einfluß wurde genannt. Meine Herren! Wenn erst einmal ein Gewitter am Himmel steht, ist es eine Frage des Zufalls, wo der Blitz einschlägt. Wir aber leben in dem eklen Brodem, der aus der vergifteten Volksseele allerorten atembeklemmend aufsteigt. Diese vergiftete Volksseele, sie ist es, die wir verantwortlich machen müssen für die Ausschreitung der Einzelnen. Denn wenn selbst bis dahin unbescholtene Männer, — will sagen: Männer, die man wenigstens bis dahin für unbescholten hielt — wie —"

Doktor Mädler brach jäh ab: die beiden, auf die er eben namentlich exemplifizieren wollte, kamen die Treppe herauf, linker Hand, nur wenige Schritte entfernt. Auch seine Zuhörer hatten die Uebelthäter gesehen. Und alle drei blickten, wie auf Kommando, starr nach rechts, wo ein Dampfer, der just die Brücke passierte, seinen unheimlichen Warnungsruf erschallen ließ.

* *
*

Als Eilhardt und Arnold, der eine von der Akademie, der andere aus dem Polytechnikum kommend, auf dem Platz am Dom in der Nähe der Terrassentreppe zusammentrafen, hatten beide gleichzeitig gestutzt, um dann, ebenso, mit einem Gefühl der Beschämung, die Hände gegeneinander auszustrecken.

„Wie geht's, alter Junge?"

„Und dir?"

„Weißt du, daß wir uns seit dem Abend bei Emerich nicht wieder gesehen haben?"

„Ob ich es weiß! Aber ich habe wie ein Einsiedler gelebt. Diese schändliche Geschichte mit dem Buche —"

„Na, und ich! Die greuliche Affaire mit dem Bilde —"

„In der ich dich nicht begreife."

„So wenig, wie ich dich in der deinen."

„Ja, wenn es bloß die meine wäre!"

„An dem Karren, vor den ich gespannt bin, ziehe ich auch nicht allein."

„Darüber ließe sich viel sagen."

„Das weiß Gott!"

„Wo wolltest du hin?"

„In das Restaurant oben. Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen."

„Ganz mein Fall."

„Wirst du nicht zu Hause erwartet?"

„Nein."

„Kurios! ich auch nicht! Das heißt: kurios ist es eigentlich gar nicht. In einer solch vermaledeiten Situation —"

„Sie kann nicht schlimmer sein als die meine."

„Vielleicht doch. Meine ist der Art, daß ich sie nicht länger ertragen kann."

„Und ich bin au bout de mes forces."

„Aber für mich steht es fest: ich mache ein Ende damit."

„Das ist auch bei mir beschlossene Sache."

„Nicht möglich!"

„Du wirst es morgen sehen."

„Morgen? Zu morgen habe ich ebenfalls eine Ueberraschung in petto."

Die Freunde blickten sich in die Augen.

„Was hast du vor, Eilhardt?"

„Willst du mir dann sagen, was du vorhast?"

„Ein Mann, ein Wort. Ich überlegte eben, ob es nicht doch meine Pflicht sei, dich ins Vertrauen zu ziehen."

„Seit drei Tagen trage ich mich dir gegenüber

mit demselben Gedanken. Ich fürchtete nur immer, du würdest es mir ausreden wollen."

„Das steht nicht zu befürchten, wie es scheint."

„Also gehen wir hinauf! Ich habe einen kannibalischen Hunger!"

„Beneidenswerter Mensch!"

„Ach was! Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen."

Sie stiegen die Treppe hinauf. Als sie an der Gruppe des Doktor Mädler und seiner Zuhörer vorüberkamen, berührte Eilhardt Arnolds Arm.

„Die sprechen über uns."

„Warum sie nicht, wenn es die ganze Stadt thut! Doktor Mädler ist nebenbei mein erbitterter Feind wegen des Zulaufs, den ich in meinen Vorlesungen habe. Eine schändliche Kritik über — tranchons le mot! — Astrids Roman in der ‚Tagespost' kann nur von ihm sein."

„Wie eine in der ‚Kunsthalle' über — mein Gott, weshalb dir gegenüber Versteckens damit spielen! — Stellas Bild nur von Bimstein."

„Und der wackere Direktor hat mir heute morgen meinen Heinrich den Vierten zurückgeschickt: der Stoff

sei doch schon zu oft behandelt! Nachdem er es vorher von wahrhaft Schillerschem Geist erfüllt fand!"

„Canaillen! niederträchtiges Heuchlerpack — einer wie der andere. Herr Gott, wenn man die Bande los sein könnte! Und wär's auch nur für ein paar Monate!"

„Am liebsten doch wohl für immer."

In dem Restaurant war bald ein stiller Eckplatz gefunden. Sie hätten über dem Diner des Tages, das sie sich servieren ließen, und einer Flasche Rüdesheimer, die Eilhardt beordert hatte, völlig ungestört ihre Angelegenheiten besprechen können. Dazu kam es vorerst nicht. Eilhardt schlang die trefflichen Speisen hastig hinunter, als hätte er tagelang gefastet, und trank dazu ein Glas über das andere; Arnold schien an jedem einzelnen Bissen zu würgen; auch nippte er nur an dem Wein, war aber nicht mitteilsamer als der andere. Das Wenige sogar, was sie sprachen, betraf ganz gleichgültige Dinge. Jeder sagte sich, daß der da ihm gegenüber sein bester Freund sei, bereit, für ihn durch Feuer und Wasser zu gehen; er selbst ja auch sich anheischig gemacht habe, zu sprechen, und ihm, wenn er gesprochen, voraussichtlich leichter ums Herz sein würde. Aber die Last war so schwer! Wenn sie einmal im Rollen, das erste

Wort heraus war, mocht's eher gehen. Nur wie es finden?

„Eine Flasche Burgunder — von Ihrem ältesten!" schrie plötzlich Eilhardt den Kellner so heftig an, daß der erschrockene junge Mensch einen Schritt zurückfuhr. Und dann zu Arnold, der ihn verwundert anblickte: „Du solltest doch wissen, daß ich eine angewachsene Moseszunge habe, die bei dem wässerigen Zeug nicht locker wird. Natürlich, ein bißchen Rücksicht auf einen alten Freund nehmen, ihm mal eine Hand reichen, wenn er nicht über den Graben kann — das liegt nicht drin. Möchte wohl wissen, weshalb wir uns hier eigentlich gegenübersitzen? Dem lieben Herrgott die Zeit zu stehlen? Wie die Katzen um den heißen Brei herumzugehen?"

„Ich versichere dich, Eilhardt —"

„Jawohl! jetzt, wo ich mich montiert habe, in Rage bin, jetzt, wo ich sprechen kann — nun möchtest du's. Nein, lieber Junge, daraus wird nichts. Ein für allemal nichts. Jetzt komme ich."

Der Kellner brachte die Flasche in ihrer Korbwiege, die er vorsichtig vor Eilhardt hinstellte.

„So ist's recht," sagte Eilhardt; „Chambertin, Achtzehnhundertsiebziger, Originalabzug — Du bist ein braver Junge! So! Und nun, bitte, laß uns

ungestört! Wir können jetzt ohne dich fertig werden."

Er hatte von dem dunkelroten Wein die dünnen Gläser gefüllt: „Prost, alter Sohn! Heute abend zehn Uhr bin ich auf dem Wege nach Paris."

„Prost! darf ich dich begleiten?"

Eilhardt riß seine Augen auf. „Du auch?"

„Ich dachte eigentlich an Berlin," erwiderte Arnold mit schwermütigem Lächeln, „oder Wien. Aber es ist ganz gleich. Und wenn dir, wie gesagt, meine Begleitung recht ist —"

„Ob sie mir recht ist! Das ist ja großartig. Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Freilich, nach deinen desperaten Andeutungen von vorhin — Aber nun mußt du mir auch ganz reinen Wein einschenken. Du und Astrid, ihr habt euch —"

„Nein, Alter: Du hast dir zuerst das Wort ausbedungen."

„Natürlich! Rauscheblatt, geh' du voran!" sagte Eilhardt ärgerlich. „Na, meinetwegen. Den Ausschlag hat diese vertrackte Geschichte mit dem Bilde gegeben. Sie schwört, sie hat keine Ahnung davon gehabt, daß es auf die Ausstellung kommen würde. Willibald, sagt sie, habe es ihr aus dem Atelier fortgeholt, um es mit ihren anderen Sachen nach Paris zu nehmen. Schön! Ich lange mir also

meinen Musjö. Jawohl! um den zu fassen, muß man höllisch früh aufstehen. Wie soll er erklären, was ihm selber unerklärlich ist! Allerdings hat er das Bild zuerst nur für Paris haben wollen. Dann, als er es in seinem Atelier bei besserem Licht genauer studiert, ist es ihm so gut erschienen, daß er in richtige Wut geraten und bei sich gesagt hat: dies müssen sie nehmen!"

„Sie hätten die anderen meiner Meinung nach auch nehmen müssen," sagte Arnold.

„Wenn du reden willst, so kann ich ja schweigen," murrte Eilhardt, einen tiefen Schluck aus seinem Glase nehmend.

„Aber, Eilhardt —"

„Ach was! Ich habe so schon Mühe, die Geschichte zusammenzubringen. Also, bitte, unterbrich mich wenigstens nicht wieder! Wo war ich? Richtig! Er sagte sich: das müssen sie nehmen. Und hin mit dem Bilde, zu dem er gerade einen passenden Rahmen gehabt hat, nach der Ausstellung. Das heißt: darüber ist es doch mittlerweile Abend geworden. In der Ausstellung ein Tohu-Wabohu von Tischlern, Tapezierern, Reinmachweibern — sie haben dann noch die ganze Nacht bis zum Sonntag gearbeitet. Von uns — von uns Künstlern, meine ich — ist nur

noch Bimstein da. Willibald behauptet, er habe laut und deutlich gesagt: das Bild sei von Frau Professor Eilhardt; Bimstein: er habe verstanden: Herrn Professor Eilhardt; giebt aber zu, daß er sich bei all dem Geklopfe und Gehämmere verhört haben könne. Sich auf eine lange Unterredung einzulassen, sei ihm auch nicht möglich gewesen, er habe mit dem Arrangement den Kopf gerade voll genug gehabt. Allerdings sei ihm in dem Halbdunkel das Bild ein bißchen wunderlich vorgekommen, aber da meine Sachen die Jury nicht zu passieren brauchten — kurz: so ist es in die Ausstellung gekommen."

„Und wie in den Katalog?" fragte Arnold.

„Ja, das ist ein dunkler Punkt," erwiderte Eilhardt, sich in dem struppigen Bart krauend. „Willibald behauptet, er habe nun sofort einen Boten in die Druckerei des ‚Tageblattes' geschickt mit einem Zettel, auf dem er Alfred, den er in der Redaktion wußte, gebeten, die betreffende Notiz, wenn irgend möglich, noch in den Katalog zu bringen. Ob er undeutlich geschrieben, ob Alfred aus ‚Stella Eilhardt', oder was da gestanden haben mag, meinen Namen herausgelesen hat — das kann nicht mehr konstatiert werden: der Zettel ist verschwunden. Na, das ist ja auch schließlich Nebensache. Alles in allem ist die

Geschichte doch äußerst wahrscheinlich. Meinst du nicht?"

„Wenigstens kommen unwahrscheinlichere Dinge alle Tage vor," erwiderte Arnold.

Er war im stillen anderer Ansicht. Daß Willibald, der doch mit diesen Dingen sehr genau Bescheid wußte, auch nur einen Augenblick für möglich gehalten haben solle, ein Bild seiner Klientin, nachdem ihre übrigen refüsiert, könne so im Handumdrehen — noch dazu von einem einzelnen Mitglied der Jury — angenommen werden — credat Judæus Apella! Aber wenn Eilhardt es nun glauben wollte? betrogen sein wollte?

In dieser Vermutung wurde er bestärkt, als Eilharde nach einer kleinen Pause plötzlich fragte: „Hast du das Bild gesehen?" Und dann, ohne eine Antwort abzuwarten, alsbald fortfuhr: „Das Bild ist nämlich gut; man kann's sogar ausgezeichnet nennen. Du mußt dich freilich — besonders mit deinen scharfen Augen — nicht unmittelbar davorstellen. Da siehst du nur Kleckse: graue, blaue, rote. Aber wenn du in die nötige Entfernung trittst — Und unsereiner, der nur auf die Mache sieht und weiß, was das heißt, so auf eine gewollte Wirkung hin losarbeiten zu können — mit dieser Kühnheit, dieser Sicherheit

— Alter, ich sage dir: da kriegt man unwillkürlich einen heidenmäßigen Respekt vor solchem donnermäßigen Können. Und freut sich im stillen, daß das Bild auf der Ausstellung ist, auf der es von Banalitäten wimmelt, über die man weder lachen noch weinen kann."

„Sehr wohl," sagte Arnold, „nur daß du leider nicht der Vater des Bildes bist."

„Genau — beinahe wörtlich genau dasselbe, was ich zu Stella gesagt habe!" rief Eilhardt.

„Und was antwortete sie, wenn ich fragen darf?"

„Etwas französisches von ‚recherche', oder dergleichen."

„La recherche de la paternité est interdite?"

„Das wird es gewesen sein."

„Sehr wahrscheinlich. Schade nur, daß die liebe Neugier sich zu dieser löblichen Diskretion nicht bekennt und — wie man mir wenigstens sagt — die seltsamsten Glossen über die Sache macht."

„So! so! thut man das! thut man das!"

Von Eilhardts Gesicht war die Lustigkeit, die es zur Schau getragen, wie weggewischt. Er trank hastig sein Glas leer; schenkte es sich wieder voll mit einer Hand, die ein wenig zitterte, hob es von neuem, setzte es aber alsbald auf den Tisch zurück, um sich

mit beiden Händen an die Schläfen zu greifen und so, den Kopf zwischen den Händen, die Ellbogen gestützt, in dumpfem Tone, mehr zu sich selbst als zu dem Freunde sprechend, zu sagen: „Das ist es! das ist es! Man macht Glossen — seltsamste Glossen — wie sollte man nicht? — Und man wird den wirklichen Vater bald genug herausgebracht haben. Weißt du, wer das ist?" Er hatte plötzlich das Gesicht gehoben, die Augenlider waren rot, wie von verhaltenem Weinem: „Willibald ist es! Sein Fleisch, sein Blut! Auffassung — Farbenskala — Pinselführung — alles! Als ob es von ihm wäre! Und hat nicht einen Strich daran gethan, das weiß ich bestimmt. Nun frage ich dich: wie muß sich eine Menschenseele in eine andere hineingedacht haben, wenn so etwas möglich ist? Kann das geschehen, ohne daß die eine ganz in der anderen aufgeht? Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen — Ja, siehst du! so was bleibt nicht in den Seelen — Künstlerseelen, meine ich. So was geht in die Herzen, wer weiß: kommt aus dem Herzen und von da in die Fingerspitzen. Na, Arnold, wir sind ja von demselben Jahrgang; aber dir sieht man deine vierzig und einige nicht an, und warst und bist noch immer ein schöner Kerl. Ich mit meinen Mongolenaugen und der Vivatnase und dem Schlitzmaul, das

ich vergeblich hinter einem Ruprechtbart zu verbergen suche! Er, der Schlingel, ist jung, alle Schlingel pflegen es zu sein, und wie Kinder schmecken, muß man Kirschen und Sperlinge — wollte sagen: wie Sperlinge schmecken, muß man Kinder und Kirschen — hol's der Geier! — wirst's schon wissen, hast mir ja immer die Regel-de-tri-Exempel ausgerechnet —"

Er that wieder einen mächtigen Zug und fuhr in demselben düsteren Tone fort: „Hübsch ist der Bengel auch, verdammt hübsch mit seinen glitzernden braunen frechen Augen in dem blassen, blasierten Gesicht, dem der jetschwarze kurzgeschorene Bart so gut steht, als hätte Rembrandt oder Van Dyck den ganzen famosen Schwerenöter gemalt — müßte selbst kein Künstler sein, wenn ich das leugnen wollte! Und zu reden weiß er auch und mit den Frauenzimmern umzugehen — so was lernt sich in Paris. Stella! Es weiß ja keiner so gut wie ich, wie liebenswürdig Stella sein kann, notabene: wenn sie will. Hier hat sie es gewollt, gegen ihn hat sie es gewollt. Die beiden sind einig, sage ich dir — in allen Ehren bis jetzt, will ich zu ihrer Ehre annehmen, aber einig sind sie. Ich habe es längst geahnt, und wenn jetzt die Geschichte mit dem Bilde herauskommt, seinem Porträt, das sie gemalt, nach seinem Recept, und er

auf die Kunstausstellung gebracht hat, per fas oder nefas, heißt es ja wohl, na, dann ist die Katz zum Loche heraus. Das fühlt sie so gut wie ich, und darum ihr recherche und so weiter. Und darum meine Feigheit, der ich das Bild da ruhig hängen und die Leute Glossen über mich machen lasse und die niederträchtigsten Kritiken über mich schreiben, anstatt hinzutreten und zu sagen: Hole euch alle der Henker! das Bild hat ja meine Frau gemalt! — Kellner! Kellner! Passen Sie doch gefälligst ein bißchen auf, junger Mensch! Seit einer Viertelstunde habe ich nur noch Bodensatz im Glase. Eine von derselben!"

Der Kellner mußte die Eventualität vorausgesehen haben: die andere Flasche war sofort zur Stelle. Eilhardt schenkte in die frischen Gläser.

„Und deshalb willst du nun fort?" sagte Arnold so vor sich hin.

„Deshalb muß ich fort. Seit vier Tagen habe ich mit Stella kein Sterbenswort gesprochen. Ich kann den Jammer nicht länger mit ansehen. Mögen sie sich dann heiraten und glücklich sein. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Punktum!"

„Die Kinder?"

„Die nehme ich natürlich, wenn alles so weit arrangiert ist.“

„Und warum willst du gerade nach Paris, wohin man sich doch sehr wahrscheinlich zunächst wenden wird?“

„Sehr wahrscheinlich. Aber ich will auch nicht eben lange dableiben. Nur so lange, bis ich gesehen habe, was die Kerls da eigentlich treiben. Unsereiner muß sich von Zeit zu Zeit ein bißchen auffrischen, auslüften — weißt du. Das wird meinen ‚vier Jahreszeiten‘ zu gute kommen, die ich für Hamburg —“ Er brach jäh ab und sah nach der Uhr. „Der Tausend! schon acht! und um zehn geht der Zug! Wenn du wirklich mit willst — hast du dir denn die Sache nach allen Seiten überlegt?“

„Nach allen.“

„Na, dann schieß los! Obgleich ich viel Neues kaum zu hören bekommen werde.“

„Kaum. Meine Lage gleicht der deinen in sonderbarster Weise. Nur daß zwischen mir und Astrid kein Wesen in Fleisch und Blut steht, wie zwischen dir und Stella, sondern nur ein Princip.“

„Als ob wir damit nicht auch aufwarten könnten!“

„Mag sein. Es ist vielleicht nur nicht so starr, so schroff, so unüberwindlich. Das mußte über kurz

oder lang zum Bruch führen. Es bedurfte nur einer besonderer Veranlassung. Die ist jetzt da. Wie das tragikomische Quiproquo auf dem Titel von Astrids Buche zu stande gekommen — damit will ich dich verschonen. Nur so viel: ich habe mich überzeugt — was ich ja auch a priori vorher wußte —: Astrid ist völlig schuldlos. Ebenso hat Alfred, der ihr Mandatar bei dem Verleger gewesen ist, bona fide gehandelt. Es hat nun einmal sein sollen: die Gelegenheitsursache, die niemals ausbleibt, wenn eine tödliche Krankheit gründlich vorbereitet ist. Jeder Draußenstehende würde sagen: die Sache ist ja höchst einfach. Um sie aus der Welt zu bringen, bedarf es doch nur der Erklärung deinerseits: das Buch habe nicht ich, das hat meine Frau geschrieben; oder, umgekehrt, seitens der Frau: das hat nicht mein Mann, das habe ich verfaßt. Diese Erklärung ist obligatorisch — gewiß, und sie wird abgegeben werden. Nur daß es so furchtbar schwer ist, sie abzugeben. Geschieden sind wir längst, Astrid und ich: es giebt keine schlimmere Scheidung als die der Gedanken. Aber sie öffentlich auszusprechen — vor aller Welt! Astrid muß das in ihrer Weise auch empfinden: sie drängt mich nicht. Ich meine, es wird weniger peinlich für sie und mich sein, wenn wir — müssen

wir die schnöde Welt zum Zeugen unseres Unglücks machen — nicht mehr in derselben Stadt, unter demselben Dache leben. Und darum fort, fort, fort von hier!"

Arnold trank hastig sein Glas leer; Eilhardt füllte es sogleich wieder.

„Na," sagte er, da säßen wir ja glücklich in derselben Patsche. Geschieht uns schon recht. Was hatten wir alten Kerls die jungen Mädels zu heiraten! Erstens. Und zweitens, wenn schon, so hätten wir wieder jung werden sollen, wenigstens in unseren Arbeiten. Sag mal, Alter, du hast Astrids Buch gelesen. Wie ist es denn nun eigentlich?"

„Ich möchte es und ich könnte es nicht geschrieben haben," sagte Arnold dumpf; „aber ein bedeutendes Buch ist und bleibt es."

„Hast du es ihr gesagt?"

„Hast du Stella gesagt, wie gut du ihr Bild findest?"

„Hab's nicht fertig gebracht. Dachte, sie glaubt's doch nicht und meint, du willst dich nur wieder bei ihr einschmeicheln."

„Genau das, was mich gegen Astrid stumm gemacht hat."

„Weiß sie, daß du fort willst?"

„Wüßte sie's, ich bin überzeugt, sie wäre selbst nicht mehr hier. Ich habe sichere Anzeichen, daß sie sich mit einer heimlichen Flucht trägt."

„Aus ganz demselben Grunde will ich bei Stella das Prävenire spielen. Mein Koffer steht schon seit Montag gepackt auf meinem Zimmer in der Akademie."

„Wie meiner im Polytechnikum."

„Hast du um Urlaub nachgesucht?"

„Rite. Und er ist mir umgehend mit Grazie in infinitum bewilligt."

„Mir hat Excellenz Glück zur Reise gewünscht, und ich möge mich mit der Rückkehr nicht beeilen."

„Dann trink aus und laß uns gehen!"

„In dem Augenblick, wo ich komme?" rief eine überlaute Stimme.

Sie wandten sich erschrocken. Vor ihnen stand Emerich im Frack und weißer, weit über sein behagliches Bäuchlein ausgeschnittener Weste, den hellen Sommerüberzieher auf dem Arm, das glattrasierte, volle Gesicht von der fröhlichsten Weinlaune gerötet.

„Nein, ihr Gesindel," rief er weiter, Hut, Stock und Ueberzieher dem herbeieilenden Kellner gebend und sich zwischen den Freunden an den Tisch setzend, „daraus wird nichts. Ihr denkt, während unsereiner sich bei einer musikalischen Privatmatinée von zwölf

bis zwei abrackern und dann zur Seite des freundlichen Gastgebers — nebenbei Graf Finkenberg — vier oder fünf Stunden lang anfeiern und Reden halten muß – Kinder, ich habe eine Rede gehalten! — von Humor strotzend, sage ich euch — ganz toll! Weiß der Teufel, weshalb sich die Frauenzimmer — besonders gegen den Schluß — krampfhaft die Augen wischten! Aber, Kinder, was trinkt ihr denn eigentlich? Chambertin? Chambertin ist gut. Sekt ist besser. — Kellner! Eine Röderer — carte blanche — Kellertemperatur, wie gewöhnlich! — Kinder, geliebte Kinder, dies ist zu famos! Habe meine Alte nach Hause geschickt — müßte noch ein bißchen frische Luft schöpfen — und nun finde ich diese Strolche, diese — Ja, aber, Leute, wie seht denn ihr aus? Als wären euch alle Felle — ja so! Na, das ist doch nicht so schlimm. Du malst ein anderes Bild, Eilhardt, du schreibst ein anderes Buch, Arnold — und die Sache ist vergeben und vergessen. Vivat Champagner und schöne Mädchen! Hier! Stoßt an! trinkt aus!"

Es wurde ein förmliches Bacchanal, für Emerich nur die Fortsetzung des, von dem er kam, für die beiden anderen ein Lethe ihrer schweren Kümmernis. Arnolds große Augen leuchteten, während er Schillers

„In unsrer Brust sind unsers Schicksals Sterne" in prächtigen Worten periphrasierte; Emerich versicherte strahlend, wenn er Arnold reden höre, so sei das für ihn wie ein herrliches Stück von Wagners unendlicher Melodie; Eilhardt, der anfangs der lauteste gewesen war, wurde allgemach stiller, schließlich sentimental und rührselig. Mit vor Wehmut zitternder Stimme fing er an „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" zu intonieren, was unter den übrigen Gästen des sehr exklusiven Lokals ein berechtigtes Staunen erregte und ihm eine scharfe Reprimande Emerichs zuzog, weil er F statt Fis gesungen habe. Dann schien er sich „in einem kühlen Grunde" zu verlieren, wo jemand gewohnt haben sollte, der ihm Treu versprochen und einen Ring dabei gegeben, um besagte Treue zu brechen, worauf dann auch „das Ringlein entzwei gesprungen" war. Als er dann, Thränen in den Augen, zu nicht näher bezeichneten „drei Gesellen" kam, die „ein fein Kollegium" hatten, hielt Arnold, der Emerichs Mienen immer erstaunter werden sah, es für angezeigt, bevor Eilhardt das ganze Geheimnis ausplauderte, mit einem Teil der Wahrheit nicht länger hinter dem Berge zu halten.

Eilhardt und er hätten einen Geniestreich vor, wollten sich die Welt einmal wieder ohne ihre Frauen

ansehen. Da sie von diesen zu einem so frevelhaften Beginnen zweifellos die obligate Erlaubnis nicht erhalten haben würden, hätten sie beschlossen, vor der Hand französischen Abschied zu nehmen unter Vorbehalt aufklärender Telegramme, von einer der nächsten Stationen an die verlassenen Ariadnen abzusenden.

Hier fiel ihm Eilhard, der inzwischen wieder sehr still und nachdenklich geworden war, ins Wort, um Emerich feierlich zu beschwören, kein Spielverderber zu sein, und selbst seiner Regine, wenn er jetzt nach Hause komme, kein Sterbenswörtchen davon zu sagen, daß Arnold und er heute abend zehn Uhr nach Paris wollten, sich dort ins Meer der Vergessenheit zu stürzen.

Emerich fand die Idee großartig, genial. Er würde sofort von der Partie sein, nur daß er fürchte, bis zehn Uhr nicht fertig zu werden. Ob denn die Sache nicht bis morgen Zeit habe?

„Das hieße sie fallen lassen," erwiderte Arnold.

„Kannst ja nachkommen, alter Sohn," tröstete ihn Eilhardt. „Bist ja bei deiner Regine vor Einspruch sicher."

„Das Leben zwischen mir und ihr ist eine unendliche Melodie," versicherte Emerich in heller Begeisterung.

„Dann also: Gott befohlen!“ sagte Arnold. „Es ist neun Uhr, wir haben keine Minute zu verlieren.“

„Ihr schreibt mir spätestens von Paris?“

„Verlaß dich darauf!“

Man stand, während die letzten Worte gewechselt wurden, bereits vor dem Restaurant — Eilhardt, wie Arnold nicht ohne einige Sorge bemerkte, auf ein wenig schwankenden Beinen. Aber er wußte aus Erfahrung, daß des Freundes kraftvolle Natur ihm leichtlich auch über einen schwereren Rausch weghalf. Besonders mit Hilfe eines Abendwindes, wie er jetzt erfrischend vom Strom herüberwehte.

* * *

Um eben diese Zeit saß Astrid in ihrem Zimmer an dem Schreibtisch, auf dem die Studierlampe brannte und ein angefangener Brief lag:

„Lieber Arnold. Ich kann dies Leben nicht länger ertragen. Ich —“

So weit war sie vor einer Stunde schon gewesen. Die nächsten Worte sollten lauten: „verlasse dich.“ Aber sie wollten nicht aus der Feder, die schon zwanzigmal eingetaucht und ebenso oft trocken geworden war.

Ein abermaliger Versuch brachte kein besseres Resultat.

„Ich wußte bis heute nicht, daß ich ein Feigling bin," murmelte die junge Frau, warf zornig die Feder hin, schob den Sessel zurück und begann mit heftigen Schritten in dem kleinen Gemach auf und ab zu gehen.

Ein Geräusch vor der Thür nach dem Korridor machte sie jäh stillstehen. Nun ein leises Klopfen, das von einem heftigen Pochen ihres Herzens beantwortet wurde. Konnte er es sein? „Nun denn!" sagte sie durch die zusammengeklemmten Zähne. Die Hände, die sie gegen die hämmernden Schläfen gedrückt hatte, sanken herab.

„Entrez!" rief sie mit der Kraft ihrer sonoren Stimme und lächelte bitter, daß ihr gerade jetzt das Fremdwort über die Lippen kommen mußte.

„Du?"

„Ja, ich!" rief Stella, ins Zimmer huschend, um sich ihr an die Brust zu werfen und in hysterisches Weinen auszubrechen.

„Was soll das heißen!" sagte Astrid, die Arme, die sie umklammert hielten, schier unsanft lösend. „Du weißt, wie zuwider mir dergleichen ist. Komm! sei

vernünftig! setze dich da! Und laß das kindische Schluchzen! Es macht mich nervös."

Sie hatte Stella in einen Fauteuil gedrückt, der neben ihrem Arbeitstisch stand, und das Briefblatt in die Schreibmappe gelegt, nicht so schnell, daß Stella mit ihren scharfen Augen die einzige Zeile, die es enthielt, nicht hätte lesen können.

„Also auch du!" flüsterte sie. „Auch du kannst dies Leben nicht länger ertragen!"

„Kommst du seit vier Tagen zum erstenmal zu mir, um hier zu spionieren!" rief Astrid bis in die weiße Stirn errötend und heftig mit dem Fuße stampfend.

„Ach, mein Gott! mein Gott!" wimmerte Stella, „sei doch nur nicht so schrecklich böse! Habe doch Mitleid mit meinem Unglück, wie ich mit deinem!"

„Ich brauche dein Mitleid nicht! Nicht deines und keines anderen Menschen!"

„So brauche ich deines! Deinen Rat, deine Hilfe, ohne die ich verloren bin! Sieh dies! Bitte, bitte, lies!"

Sie hatte ein Briefblättchen aus der Tasche genommen, das sie mit zitternder Hand entfaltete und Astrid in die widerstrebenden Finger schob.

„Muß es sein?" fragte Astrid, die starken Brauen unwillig zusammenziehend.

„Ich flehe dich darum an. Vor zwei Stunden — durch die Stadtpost — expreß!“

Astrid las:

„Teure Frau! Seit der Bildgeschichte hängt der Himmel in dieser Stadt hoffnungsloser Idioten unbehaglich schwer über mir. Ich bedarf dringend einer Luftveränderung und fahre heute abend mit dem bewußten Zehnuhrzuge in Begleitung Ihrer drei zurückgewiesenen Quadri nach Paris (Rue de Richelieu 17 au 4ième).

Darf ich Sie daran erinnern, was Sie mir in Marie Baskirtscheffs uns beiden heiligem Namen zugesagt haben? Muß ich Sie daran mahnen, was Sie dem Genius unserer Kunst schuldig sind? Sie lassen hier nichts zurück, was Ihnen das göttliche Paris nicht tausend- und tausendfach ersetzen könnte. Von mir spreche ich nicht. Die Asra machen nicht viel Worte. Nur eines für alle: werden Sie nur gerettet, will gern für Sie sterben

Ihr Sklave W.

P. S. Vergessen Sie das weiße Taschentuch in der herabhängenden linken Hand nicht!“

„So,“ sagte Astrid, mit verächtlichem Lächeln das

Blatt wieder zusammenfaltend und an Stella zurückgebend. „Und du bist verloren, wenn ich dich nicht rette? Wovor? Oder muß ich fragen: vor wem? Vor einem Menschen, der einer anständigen Frau das zu schreiben wagt?"

„Du kannst ja auch dies Leben nicht länger —"

„Ich muß dringend bitten, unsere beiden Angelegenheiten nicht zu konfundieren. Zwischen mir und Arnold steht, wie ich ihm das letzte Mal sagte, daß ich ihn überhaupt gesprochen habe: ein Princip. Begreifst du? ein Princip! Und nicht eine mit seinen weißen Zähnen, seinem schwarzen Bart, seinen kleinen Füßen und Händen kokettierende Zierpuppe, unwert, deinem prächtigen Gatten die Schuhriemen zu lösen."

„Er ist ein größerer Künstler als Eilhardt."

„Und wäre er ein zehnmal größerer — was übrigens noch zu beweisen stünde —, du hast in erster Linie den guten, edlen, liebenswerten Mann geheiratet und in zweiter — die aber weit dahinter kommt — den Künstler. Was hat der Mann gethan, als dich auf Händen tragen, solange ihr verheiratet seid? Immer bereit mit einem gütigen, versöhnenden Wort, wenn deine Laune — und du bist sehr launenhaft, mein Kind — mit dir durchging. Stets über deine wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten — und sie sind sehr groß,

mein Kind — beide Augen fest zudrückend. Ich kann dir sagen: tausend andere Männer hätten das nicht gethan; dich nicht, so, wie er, auf Gummirädern durchs Leben kutschieren lassen. Das für den Mann, den Gatten. Und nun der Künstler! Du sagst, der andere ist größer als er. Ich vermute nebenbei: der Schwerpunkt liegt für dich nicht da, sondern in dem Umstand, daß er fünfzehn Jahre oder so weniger zählt als dein Mann. Aber er sei der größere. Ja, mein Kind, wenn das entscheidet, dann mache dich nur bereit, auf die Wanderschaft zu gehen: zu dem großen Künstler wird sich immer noch einer finden, der ihn überragt. Und dann, liebes Kind, mit der Künstlergröße — das ist ein gar seltsames Ding. Jede Zeit hält ihre Künstler für die größten. Warum? Weil sie der Zeit schmeicheln; ihr genau das sagen und geben, was sie hören und haben will. Die Zeit, in der der Künstler lebt — das ist das Entscheidende. Ist sie gut und groß und schön, ist es auch der Künstler. Glaubt sie an Ideale, thut es auch der Künstler; sucht sie auszuprägen in Worten, Farben oder Tönen und wirft seine verkörperten Träume, wie Schiller sagt, schweigend hinaus in die unendliche Zeit. Hat sie den Glauben an Ideale verloren; will überhaupt nichts mehr glauben, nur wissen, verstehen, be-

greifen, mit Händen greifen, dann wird auch die Kunst handgreiflich, wie der ungebildete Mensch, der, wenn er einem anderen etwas demonstrieren will, ihn an Schulter, Armen und Händen packen muß."

Astrid, die, während sie so immer lebhafter, leidenschaftlicher sprach, im Boudoir auf und ab geschritten war, blieb vor dem Pfeilerspiegel in der Ecke stehen, blickte ein paar Sekunden starr auf ihr Bild, wandte sich und fuhr, wieder hin und her gehend, in einem Tone fort, der sich vergebens Mühe gab, gelassen zu klingen: „Man ist, wie man ist; und findet sich für gewöhnlich so, wie man ist, ganz leidlich, vielleicht sogar schön. Das hat die Natur weise eingerichtet: wer ertrüge wohl sonst das Leben! Dann aber kommen doch Momente, wo man sich, so zu sagen, über die Schulter in dem Spiegel sieht mit Augen, die nicht unsere Augen sind. Dann wird man gewahr, daß etwas, weil es zu glänzen scheint, noch lange kein Gold zu sein braucht; und ein anderes, weil es seinen Glanz eingebüßt, darum nicht weniger echtes, lauteres Gold ist. Mir sind in diesen Tagen solche Momente oft und oft gekommen. Mein Roman — denn ich habe ihn geschrieben, daß du's weißt, und nicht mein Mann — ich glaubte, die Welt, wie sie heute geht und steht, aus dem Spiegel gestohlen zu

haben, und habe es vielleicht gethan. Gut. Wie aber ist diese Welt? Klein, dürftig, mesquin; den Blick niederwärts gewandt, wie ein Bettler, der nach einem verlorenen Pfennig späht; wie ein Lumpensammler, der in dem Kehricht nach seiner häßlichen Ware wühlt — allüberall die hohle Verzweiflung des Gefangenen, der auf die nackten Wände seines Kerkers stiert. Mich schauderte, als ich diese Welt in meinem Buche sah. Ich konnte nicht sagen: das ist nicht wahr! Nein! es war die Wahrheit, die nackte Wahrheit: la vérité vraie. Aber ich fragte mich: ist es euer: des Dichters, des Künstlers Aufgabe und Beruf, sie so zu schildern? Wem thut ihr damit einen Gefallen? Den paar Satten vielleicht, die der Zufall über die allgemeine Misère hinausgehoben hat, und die sich mit pharisäischem Schmunzeln den vollen Magen streicheln: Gott sei Dank, daß ich nicht bin wie die armen Schächer! Aber die Armen! Die Armen und Elenden! Was soll, was ist ihnen die Kunst, wenn sie nicht spricht, wie der Heiland: Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! ich will euch erquicken. Und sie erquickt wahr und wahrhaftig; ihnen, und wäre es nur für Stunden, für Minuten nur, eine Welt vorzaubernd, in der sie ihr schweres Erdenleid vergessen; an ihres Geistes Auge

gesteigerte Gestalten vorüberführend, die ihnen sagen: es lebt im Menschen etwas — ein Hohes, Erhabenes, das ihm kein feindlichster Gott rauben kann; das mächtiger ist als selbst das ewige Schicksal. Und handelt es sich doch auch mit nichten nur um die Armen und Elenden. Versuche dir eine Welt vorzustellen, für die Achill und Hektor, der Zeus von Otrikoli, die Venus von Milo; Raphaels und Leonardos Wunder; Don Quixote, Hamlet, Faust, Wallenstein, Tasso, Iphigenie — alle die Götterkinder, die nie und nirgends gelebt haben, von keinem Menschenhirn geträumt, keiner Künstlerhand geformt, keiner Dichterphantasie gestaltet wären — wie bettelarm würde das Leben auch der vom Glück zumeist Begünstigten sein! wie so völlig unwert, gelebt zu werden!"

Sie war an das geschlossene Fenster getreten, vor dessen Scheiben der Abendwind die Blätter des wilden Weines spielend hob und senkte; starrte ein Weilchen in das Dunkel; wandte sich wieder in das Zimmer, blieb aber am Fensterbrett gelehnt stehen, und sprach so weiter mit gedämpfter Stimme, während die Augen fast geschlossen waren und die Arme schlaff an dem Körper herabhingen: „Ich habe seine Bücher wieder gelesen. Es könuen nicht alle zu den Gewaltigen gehören, deren Schritt, die spätgeborenen Enkel

erschütternd, durch die marmornen Hallen der Zeit dröhnt — zu ihnen gehört er nicht. Nein. Aber welch helle Freude an allem, was gut und schön ist! Welch herzliches Verlangen, diese Freude in dem Busen der Leser zu entfachen! Welch edler Zorn gegen das Schlechte und Gemeine! Welch inniges Mitleid noch mit dem Gefallenen, dem man so gern Mahadöh sein möchte, ihn mit feurigen Armen zum Himmel emporzuheben!“

Sie hatte jetzt selbst die Arme hoch erhoben; die großen blauen Augen, in denen ein wundersames Licht leuchtete, waren aufwärts gerichtet, so daß die Pupillen zur Hälfte von den oberen Lidern bedeckt waren.

Stella durchrieselte es kalt. War Astrid wahnsinnig geworden? Oder stand doch auf dem Punkte es zu werden?

Sie flog aus ihrem Sessel auf die herrliche Gestalt am Fenster zu, sie mit beiden Armen umklammernd.

„Astrid! Um Gottes willen, erwache! Komm wieder zu dir!“

„Ja, ja!“ sagte Astrid.

Die Arme hatten sich gesenkt; sie wischte sich mit beiden Händen über Stirn und Augen.

„Ganz recht! ganz recht! du zeigtest mir einen Brief — ich sollte dir irgend worin helfen. Ich will es gern, wenn ich kann. Was ist es? Aber du mußt dich beeilen. Ich bin sehr pressiert." Sie hatte nach der Pendule auf dem Kaminsims geblickt. „Nur noch eine Stunde," murmelte sie.

„Astrid, um Himmels willen! was hast du vor? Du bist im Reiseanzug — unten auf dem Flur stand ein Koffer — deine Auguste sah so verstört aus —"

„Das dumme Ding! Ein kleiner Ausflug — nach Petersburg zu meiner Tante — ich weiß nicht —"

„Ein kleiner Ausflug? Petersburg?"

„Oder was es ist. Es ist ganz gleich. Wenn man nicht bleiben kann, wo man ist, geht man eben wo anders hin."

„Du? du? nach allem, was du mir eben gesagt hast?"

„Ich weiß nicht, was ich gesagt habe. Wenn es dir geholfen hat — um so besser. Mir ist nicht zu helfen. O ja, im Kopf — da reimt sich's leicht zusammen: wie die Herzen, die sich einst in Liebe fanden, getrennt wurden durch die Geister, die in Feindschaft gerieten; bis sie erkannten, daß diese Feindschaft ein thörichtes Mißverständnis war; und sich jubelnd umarmen; und in der Umarmung der Geister

die Herzen wieder aufflammen zu neuer, tausendfach größerer, heiliger Liebe. — Das kann man sich alles leicht denken. Und es zu denken, ist so süß — so süß! Aber in der Wirklichkeit — Ich bitte dich: laß mich allein! Ich habe keine Minute mehr zu verlieren."

„Ich kann dich so nicht verlassen," rief Stella, die Freundin umklammernd. „Ich hatte ja dasselbe vor, wie du — schon seit Tagen — war ja jetzt nur gekommen, dir lebewohl zu sagen, und du möchtest dich meiner Kinder annehmen. Du hast mich gerettet. Ich kann dich nicht in dein Verderben rennen lassen."

Während Stella, schluchzend, Astrid zu halten suchte; Astrid, mit ihren Thränen kämpfend, sich loszuwinden strebte, erschallten plötzlich vom Vorflur her die Stimme Augustes und eine andere Frauenstimme. Die Thür wurde aufgerissen, und herein stürzte Regine, atemlos, rufend: „Gott sei Dank, daß ich euch gleich beide treffe! Wißt ihr denn, daß eure Männer fort wollen — nach Paris? Nein? Also wirklich! Emerich war so angesäuselt — ich meinte, er schwatze Unsinn, bis mir ein Licht aufging! Habe ihn, wie er war, nach dem Bahnhof geschickt. Sie sind ja schon auf dem Bahnhof — sicher auf dem Wege da-

hin. Schnell! schnell! Ich habe einen Wagen unten. Gieb Stella ein Tuch, oder so was! Nur macht! macht schnell!"

„Du weißt ja gar nicht, um was es sich handelt!" sagte Astrid zögernd.

„Ist mir auch ganz gleich," rief Regine. Uebrigens weiß ich es ganz gut. Und daß, wenn ihr eure Männer jetzt abreisen laßt, ihr sie in diesem Leben nicht wieder zu sehen kriegt."

„Astrid!" rief Stella, die gerungenen Hände flehend zu Astrid erhebend.

„Kommt!" sagte Astrid.

* * *

Auf dem Hauptbahnhof der Altstadt ging es heute abend besonders lebhaft zu. Zwei große Züge sollten beinahe zu gleicher Zeit abgelassen werden: der eine, zehn Minuten vor zehn, direkt nach Norden; der andere, um zehn, ebenso nach Westen. Der Nordzug hielt unter der Halle; der andere, parallel mit ihm auf einem Geleise, zu dem man einen breiten Perron überschreiten mußte, unbetretbar, bis der erstere sich in Bewegung gesetzt hatte. So drängten sich denn für den Augenblick die Passagiere beider

Züge auf dem Hallenperron durcheinander. Dazwischen eilige Beamte, hastige Gepäckträger, haushoch mit Koffern und Poststücken beladene Wagen; Männer, die Zeitungen, Jungen, die Bier und warme Würste ausriefen — man schob und wurde geschoben und wunderte sich, wenn man sein eigenes Wort verstand.

Zwei junge Männer, beide in Reisekostüm, waren in dem Gedränge plötzlich aufeinander gestoßen.

„Alfred!"

„Willibald! Wohin?"

„Nach Paris. Wohin sonst? Ich suchte Sie heute nachmittag auf Ihrer Redaktion auf, Ihnen adieu zu sagen. Hörte zu meinem Erstaunen, Sie hätten Ihre Stelle aufgegeben; wollten nach Berlin übersiedeln. Ist das wahr?"

„Ja. Das heißt — ich weiß nicht — bin noch nicht fest entschlossen. Habe vorläufig nur ein Billet bis Leipzig — mit meiner Kasse, wissen Sie — und dann — ich erwarte noch jemand — entschuldigen Sie mich!"

Er war vom Perron nach der großen Vorhalle gestürzt.

„Gott sei Dank, daß ich ihn los bin!" sagte Willibald für sich. „Der hätte uns gerade noch ge=

fehlt! Wenn sie aber jetzt nicht bald kommt — sie hat ja kaum noch Zeit, ein Billet zu lösen. Am Ende doch besser, ich nehme gleich noch eins für sie —"

Er begab sich jetzt ebenfalls eilig in die Halle zurück. Der Zufall wollte, daß er an dem Billetschalter sofort ankommen konnte.

„Bitte noch ein Billet Paris, erste Klasse!"

Das Geschäft war in einer Minute abgewickelt. Eben als er aus der engen Barriere heraustrat und das zweite Billetbuch zu dem anderen in die Brusttasche steckte, legte sich eine hastige Hand auf seinen Arm.

„He, Willibald!"

„Ah! Herr Professor Emerich!"

„Haben Sie unsere Freunde nicht gesehen?"

„Wen?"

„Eilhardt und Arnold. Sie wollen mit dem Zuge — nach Paris -- ich muß doch einmal draußen —"

Der korpulente Mann war mit kleinen schnellen Schritten davongeeilt.

„Er ist betrunken," sagte Willibald, ihm nachblickend, fast laut. „Oder verrückt. Oder — Donnerwetter, wenn sie Lunte gerochen hätten — Und Arnold auch? Das bedeutet also —"

Auf dem Perron, wohin er sich schleunigst zurückbegeben, prallte er mit Alfred zusammen.

„Alfred, Sie warten auf Frau Astrid! Leugnen Sie nicht!“

Allerdings! Sie schrieb mir heute nachmittag — bat, ich möchte ihr bei der Abreise ein wenig behilflich — Aber es scheint —“

„Einsteigen! einstei—gen!“ riefen die Schaffner.

„Machen Sie, daß Sie in Ihr Coupé kommen, Alfred! Sonst geht der Zug ohne Sie. Groß geschrieben. Daß er ohne sie — klein geschrieben — geht, darauf können Sie jedes beliebige Quantum Gift nehmen.“

„Aber, mein Gott —“

„Ich vermute, er meint es in diesem Falle sehr gut mit Ihnen. Adieu! Grüßen Sie die Berliner akademischen und sonstigen Perücken!“

Er hatte den kleinen Mann die Trittstufen hinauf in ein Coupé geschoben. Der Zug pufft zur Halle hinaus; hinter ihm weg drängte das Publikum über die frei gewordenen Schienen nach dem zweiten Perron zu dem längst bereit stehenden Zuge.

Als Willibald, scharf nach rechts und links spähend, über diesen Perron auf die Wagen zuschritt, sah er Emerich abermals, lebhaft gestikulierend auf zwei

Herren einsprechend, die im Reiseanzug waren, Taschen und Plaids in der Hand trugen: Eilhardt und Arnold!

„Also wirklich!" brummte Willibald. „Fehlt nur noch, daß die zu mir ins Coupé kommen. Wenn jetzt nun die Kleine auf der Bildfläche erscheint, bin ich mit meinem Latein zu Ende. Himmlische Mächte, da ist sie!"

Es war wirklich Stella, aber nicht in dem vorgeschriebenen schwarzen Anzug mit obligatem Schleier, das weiße Spitzentaschentuch in der herabhängenden Linken, sondern in ihrem gewöhnlichen, wie es Willibald schien, noch besonders übelgewählten Kostüm, beide Arme mit den unbehandschuhten Händen weit von sich streckend, fast laufenden Schrittes auf die Gruppe der drei Freunde zueilend, zweien Damen voraus, die wenig langsamer hinter ihr herkamen: die rundliche Frau Emerich und Astrids Walkürengestalt.

„Na!" sagte Willibald, „da wäre ja denn die ganze Compagnie hübsch beisammen. Das reine Rütli! Sauve qui peut!"

Er war, ohne zu fragen oder zu wählen, in ein Coupé erster Klasse gesprungen, das mit ihm eine alte, furchtbar häßliche, wie es schien, englische Dame mit einer jungen, bildhübschen Begleiterin teilte; hatte

seine Sachen auf den nächsten Sitz geworfen und sich an das offene Fenster gestellt. In dem Moment setzte sich auch der Zug in Bewegung. Sehr langsam. Da sein Wagen einer der letzten war, dauerte es einige Zeit, bis er die Stelle des Perrons passierte, wo er vorhin die Gruppe der Freunde gesehen. Voilà! Jetzt nur durch die drei Damen vervollständigt, von denen Stella ihrem Gatten an die Brust gesunken ist, Astrid beide Hände Arnolds gefaßt hält und Regine ihres genialen Emerich verschobene weiße Krawatte zurechtzupft.

„Shut the window, please!“ sagte eine jugendliche Stimme hinter ihm.

„With the greatest pleasure,“ erwiderte Willibald, dem erhaltenen Befehle Folge leistend. Und dann sich wendend, der hübschen Miß keck in die großen blauen Augen sehend: „The world is all a fleeting show, says Thomas Moore. Think, he is right. Do you not?“

Die großen blauen Augen lächelten. „O yes — sometimes.“

„That's what I wanted to say.“

Die Unterhaltung, an welcher sich jetzt auch die alte Dame lebhaft beteiligte, war im besten Gange.

Nach zehn Minuten hatte Willibald bei sich fest-

gestellt, daß er in so angenehmer Gesellschaft noch nie gereist und für das unbenutzte Billet nach Paris reichlich entschädigt sei.

* * *

„Ich denke, das wird genügen."

Doktor Mädler faltete die nur auf einer Seite beschriebenen Blätter zusammen, steckte sie in die Brusttasche und sah nach der Uhr.

„Für morgen ist es nun doch zu spät. Schade! Vielleicht auch ganz gut: übermorgen Sonntag. Da haben die Leute Zeit zum Lesen. Ich kenne einige, denen werden die Augen dabei übergehen."

„Sie machen ja ein recht vergnügtes Gesicht, Doktor, bei diesen schlechten Zeiten!" sagte Professor Bimstein, der, auf dem Wege zum Klublokal des Künstlervereins im Hintergrunde des Kaffeegartens, den Doktor an einem der Tischchen allein hatte sitzen sehen und zu ihm getreten war.

„Sieh da, Professor! Setzen Sie sich zu mir! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen."

„Meine soll eigentlich erst angehen, und ein verdammtes Stück Arbeit dazu. Na, eine Viertelstunde oder so habe ich noch Zeit. — Kellner! Ein Töpf-

chen! Und, hören Sie, Kellner, sind schon viele da? Professor Käsebier?"

„Hab ihn nicht gesehen, Herr Professor."

„Teller?"

„Auch nicht. Waren meistenteils jüngere Herren."

„Es ist gut."

„Aber, Verehrtester, Sie scheinen mir in einer recht üblen Laune," sagte Doktor Mädler.

„Da soll der Teufel in guter sein," erwiderte der Professor, einen Schluck aus dem Seidel thuend, welchen der Kellner inzwischen vor ihn hingestellt hatte. „Sie hören ja: die Alten drücken sich, die Jungen werden zu Hauf da sein. Hab's mir gedacht. Feiges Volk!"

„Um was handelt es sich denn, Bester?"

„Eine Vorbesprechung zur Wahl eines ersten Vorsitzenden."

„An Stelle von Eilhardt?"

„Der eine Wiederwahl abgelehnt hat. Er wolle die Ellbogen frei haben!"

Der Professor lachte höhnisch, Doktor Mädler lächelte boshaft: „Ich dächte, die hätte er bereits frei genug: seine Professur niedergelegt, sein Meisteratelier aufgegeben."

„Niedergelegt! aufgegeben! Sagen wir: nieder=

legen müssen! aufgeben müssen! Was blieb ihm denn nach dem Skandal im vorigen Jahre anderes übrig! Erst öffentlich erklären, daß das Schandporträt nicht von ihm, sondern von seiner lieben Frau und nur durch eine unerhörte Fahrlässigkeit der Hängekommission — an deren Spitze ich stand, Verehrtester, ich! — unter seinem Namen auf die Ausstellung gekommen sei. Gut! Die Erklärung, abgesehen von dem schändlichen Ausfall auf mich, war seine Schuldigkeit, seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Aber seitdem! seitdem! Mit fliegenden Fahnen ist er in das Lager der Neuerer übergegangen. Treibt's beinah noch toller als seine Frau, von der man zu ihrer Ehre sagen muß, daß sie ein bißchen eingeschwenkt hat, was immerhin anzuerkennen ist nach dem skandalös großen Erfolg ihres Bildes hier und ihrer anderen in Paris auf der von dem schuftigen Willibald arrangierten Separatausstellung. Der Mensch hatte die Frechheit, mir die Blätter zuzuschicken: Figaro — Petit Journal — ich sage Ihnen: ein Tamtam, als ob es sich um einen Velasquez oder Murillo redivivus handelte! Aber das ist es: diese Menschen arbeiten nicht mit dem Pinsel wie andere ehrliche Künstler! Mit dem Maulwerk arbeiten sie, Marktschreier und Charlatane, die sie sind. Sie haben ja die ganze

Presse für sich. In jedem Käseblättchen wird ihr Ruhm ausgestreut von Jungen, die ebenso grün sind wie sie. Wir halten natürlich das Maul! Wir können ja ohne Sang und Klang unter den Schlitten kommen!"

„A qui le dites-vous?" sagte Doktor Mädler mit sauersüßem Lächeln. „Steht es denn in der Litteratur anders?"

„Um so schimpflicher für euch, wenn es nicht besser steht!" rief der Professor heftig. „Ihr solltet doch die Waffen zu führen wissen. Warum thut ihr es nicht? Gründet auch Journale, in denen ihr eure Leute durch dick und dünn lobt und die anderen, die Gelbschnäbel, rupft, daß die Federn davon fliegen!"

„Sie haben gut reden," sagte der Doktor. „Eure ältere und alte Garde, das ist noch immer ein ganz stattliches Corps, vor dem man Respekt haben muß. Da sind Menzel, Gude, Knaus in Berlin; hier Sie selbst —"

„Bitte, bitte! Aber so ganz reduziert seid ihr doch auch nicht. Da ist —"

„Weiß! weiß! Sie werden mir da ein paar Namen nennen, die vor dreißig oder mehr Jahren einen ganz guten Klang hatten. Nur daß sie heute nicht mehr ziehen — nicht mehr ziehen, lieber Freund! Und solche Halbtalente, wie unser berühmter Arnold —"

„Sie können ihn nun einmal nicht leiden —“

„Ich würde mich in meinem Urteil durch persönliche Empfindungen niemals beeinflussen lassen. Auch spreche ich ihm Talent bis zu einem gewissen Grade nicht ab. Was mich gegen ihn aufbringt, ist seine bodenlose Charakterlosigkeit.“

„Wie meinen Sie das?“

„Wie ich das meine? Aber, lieber Freund, denken Sie doch an die Geschichte im vorigen Sommer: ‚Wenn Frauen Mut hätten!‘ Jawohl! wenn Männer nur welchen hätten!“

„Aber er hat doch erklärt, daß das Buch von seiner Frau sei!“

„Dazu gehörte nicht viel. Das lag für jeden vom Metier auf der Hand. Aber weiter! Alle Welt erwartete, er würde nach dem Skandal, wenn nicht die Stadt verlassen, so doch mindestens seine Stelle am Polytechnikum niederlegen, und ganz gewiß nicht die Stirn haben, für den Winter abermals Vorlesungen anzukündigen. Er bleibt in seiner Stelle — der er nebenbei gar nicht gewachsen ist —; er hält seine greulichen Vorlesungen. Wer sitzt in der ersten Reihe? Seine Frau! Von der sich jeder honette Mensch hätte scheiden lassen nach einem so fürchterlichen Affront!“

„Freilich. Aber noch schlimmer finde ich es doch, daß Eilhardt und seine Frau —

„Kommen Sie mir nicht mit Eilhardt und seiner Frau!" unterbrach ihn der Doktor, heftig. „Sie war schon auf der Schulbank ein Grasaff und Nichtsnutz und er zeitlebens ein hitzköpfiger, excentrischer Mensch, der wenigstens nie für einen Charakter posiert hat. Aber Arnold! der Cato! der Mann von Eisen! der Mann der strikten moralischen Observanz! Zum Tausend, Herr! Entweder man hat Grundsätze, oder man hat keine. Hat man keine, so ist das freilich schlimm; aber nicht so schlimm, als welche zu haben, um sie zu verleugnen. Sie kennen die ‚Novellen von Astolf und Astrid Arnold', die in diesen Tagen herausgekommen sind?"

„Nein! Ich denke, Doktor, Sie selbst lesen keine neuen —"

„Als Regel. Bei guten Bekannten macht man schon einmal eine Ausnahme."

„Nun, und?"

„In einem und demselben Bande! Sechs Novellen, immer umschichtig eine von ihm, dann wieder eine von ihr!"

„Jeder in seinem Genre?"

„In seinem alten Genre. Nun stellen Sie sich

vor, Bester: hier die alte Goethesche Schule mit ihren zarten Konturen; ihrer über Gute und Böse mild-lächelnden Ironie; ihrem horreur vor dem Gemeinen und Häßlichen; ihrer durchsichtigen Sprache; ihren Perioden, die Zeit haben, in harmonischer Gliederung tönend zu verrollen. Dort die neue: derb zufahrend, mit plumper Faust Menschen und Dinge packend; ohne Scheu vor dem Schmutz, den sie gierig aufwühlt; in der Sucht, wahr zu erscheinen, die fortströmende Rede in naturalistische Brocken zerkrümelnd. Und — es klingt wie Blasphemie — als Motto des Buches das Lessingsche: ‚Nur muß der eine nicht den andern mäkeln. Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.‘ Ich erlaube mir, diese Sorte von Verträglichkeit verächtlich zu finden. Ich sage noch einmal: entweder hat man Grundsätze oder man hat keine. Hat man welche, soll man an ihnen festhalten. Darum sind es Grundsätze. Habe ich recht? oder habe ich unrecht?"

Gewiß haben Sie recht, zehnmal recht. Hören Sie, Doktor, das müssen Sie dem aufgeblasenen Kerl zu schmecken geben."

„Werde ich."

„Bravo! So ein gesalzenes Feuilleton in der ‚Tagespost‘! unterzeichnet: X. Y.! Wie?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Morgen?“

„In der Sonntagsnummer.“

„Das trifft sich gut. In der ‚Kunsthalle‘ werden Sie übermorgen einen Artikel finden, den sich Herr Professor Eilhardt und Compagnie auch nicht an den Spiegel stecken werden.“

„Unterzeichnet: Tz?“

„Möglich.“

Die beiden Herren blinzelten einander in die Augen.

„Für mich ist Vorsicht geboten,“ sagte der Doktor, „beschuldigt man mich doch, daß ich Arnolds Stelle am Polytechnikum ambitioniere. Lächerlich!“

„Und mich, daß ich Eilhardt den Hamburger Auftrag weggeschnappt habe. Absurd! Ich werde jetzt in die Sitzung gehen und dafür plaidieren, daß er wieder gewählt werden müsse, er möge wollen, oder nicht.“

„Und ich eine Gratulationsdepesche an Arnolds Frau aufgeben. Ihr Geburtstag ist heute. Sein Busenfreund Emerich sagte es mir im Vorübergehen. Kellner! Zahlen!“

* * *

In der Laube des Arnoldschen Gartens saßen die drei Freundespaare schon seit mehreren Stunden beim festlichen Mahle.

Es war nicht gerade „ein Ocean von Platz,“ wie Emerich behauptete, der für seine Person den weitaus größten in Anspruch nahm; das machte das Beisammensein nur noch traulicher. Auch ließ der laue Abendwind, der durch die breiten Blätter des wilden Weins hauchte, die Enge des Raumes nicht empfinden. Dazu leuchtete der volle Mond von dem Eilhardtschen Gatter her so hell in die Laube herein, daß man der Lampen hatte entbehren können, bis jetzt — beim Nachtisch — Auguste ein umschleiertes Windlicht brachte für die Cigarren der Herren und für Stellas Cigarette.

Das muntere Gespräch hatte sich um die verschiedensten Gegenstände bewegt, um keinen beharrlicher, als um das Programm einer neuen litterarisch-artistischen Monatsschrift, die vom Oktober des Jahres an in Berlin und Paris zugleich deutsch und französisch erscheinen sollte; von Alfred, Willibald und einem namhaften Pariser Schriftsteller als Herausgebern gezeichnet und den Freunden heute morgen zugegangen war — an Arnold und Astrid, Eilhardt und Stella mit der dringenden Bitte um fleißige Mitarbeiterschaft.

Der seltsame Titel „Pantarhei,“ welchen die Herausgeber für ihr Unternehmen gewählt, hatte Arnold den anderen erst erklären müssen: das Wortungetüm berge einen Scherz, denn es sei die — grammatikalisch nebenbei unzulässige — Kontraktion zweier griechischer Worte „panta“ und „rhei“, welche bedeuteten: „alles fließt“, oder umschrieben: „alles ist in ewigem Fluß“ — das Schiboleth einer der ältesten griechischen Philosophenschulen, deren Anhänger sich deshalb „die Fließenden“ nannten.

„Uebrigens,“ fuhr Arnold fort, „steckt in dem Scherz ein tieferer Sinn, als die Herausgeber wohl selbst ahnen, oder Wort haben möchten. Sie versprechen freilich einen unerbittlichen Krieg führen zu wollen gegen alle Principienreiterei, auf welchem Gebiete der Kunst und Litteratur es auch sei. Denn es sei alles in beständigem Fluß, in fortwährender Wandlung, wie man beispielsweise an der Malerei sehen könne, für welche die knappe Zeit eines Menschenalters genügt habe, um sie aus den Banden des Klassicismus und den Nebeln der Romantik zum Naturalismus zu führen, über dessen gesunden, aber rauhen Boden wieder der sänftigend ausgleichende Hauch des Impressionismus habe wehen müssen, der abermals keinesfalls das letzte Wort sei. Mutatis mutandis gelte das nicht weniger von der

Dichtkunst. So bleibe dem Künstler, dem Dichter nur eines: frank und frei herauszusagen, was er in der Seele habe. Das Was sei die Hauptsache; das Wie kommt erst in zweiter Linie. Je größer, machtvoller das Was, desto besser natürlich. Aber auch das Kleinere und Kleinste müsse und wolle man gelten lassen, wenn es sich über seinen seelischen Ursprung legitimieren könne."

Arnolds prächtige Augen überglänzten den kleinen Kreis; mit erhobener Stimme sprach er weiter:

„Nun, meine Freunde, ich lasse mich durch die schönen Worte nicht täuschen. Ich weiß sehr wohl, wie dies alles im Sinne der jungen Leute gemeint und die Freiheit, die sie predigen, nur eine für sie ist, nicht für uns andere, die sie nach wie vor verdammen und verhöhnen werden. Dennoch werde ich ihr Programm unterschreiben, denn von dem ewigen Wandel und Wechsel der menschlichen Dinge bin ich überzeugter als sie, die sich auf der höchsten Höhe angekommen wähnen, wie verschämt sie sich auch gebärden, ahnungslos, daß auch über sie — ach! und vielleicht wie bald! — die Folge zur Tagesordnung übergehen wird. Und nur eines unverrückbar bleibt: die leuchteude Centralsonne des Universums, die Liebe,

von der jede gute That im Leben und in der Kunst ein verzitternder Strahl ist."

„Hört! hört!" rief Eilhardt begeistert.

„Meine Lieben!" sagte Emerich mit seiner sonorsten Stimme, indem er sich zugleich erhob.

Alle sahen mit lachenden Augen zu ihm auf, ausgenommen Regine, die, in den Schoß blickend, leise seufzte. Sie hatte ja gewußt, daß es kommen mußte, und sich nur gewundert, daß es noch immer nicht kam. Gebe nur der Himmel, daß er heute bei der Sache bleibt!

„Meine Lieben," sagte Emerich noch einmal, nachdem er sich überzeugt, daß die hundert Musiker seines Orchesters atemlos auf den Wink des Taktstockes warteten, — „es will mir scheinen, als hättet ihr — ich meine dich, Freund Eilhardt, und besonders dich, Freund Arnold — jetzt gerade genug gefachsimpelt, von sothanem Recht des Deutschen den legitimen ausschweifenden Gebrauch machend und dabei natürlich das Einzige übersehend, was uns not thut; vielmehr die Einzige, Unvergleichliche —"

„Bravo!" rief Eilhardt.

Der Redner warf ihm einen strafenden Blick zu, wie einem Geiger, der zu früh eingesetzt hat, und fuhr fort:

„— zu deren Feier wir hier in fröhlichem Thun vereint sind. Ich hätte aber vielmehr sagen sollen: Gebrauch machend von dem Recht des Litterators, des Malers, die, eingeschlossen in die engen Schranken ihrer respektiven Künste, freilich nicht den weltweiten Blick haben, welcher einzig und allein den Jüngern jener Kunst der Künste eignet, deren herrlichstes Loblied Shakespeare gesungen hat: ‚Der Mensch, der nicht Musik hat in sich selbst‘ — O, großer Shakespeare —“

Hier seufzte Regine abermals, sehr leise, und doch vernehmlich für des Redners empfindliche Ohren, der sich mit mildem Lächeln zu ihr hinüberbeugte und im Tone des Schauspielers, der „beiseite“ spricht, sagte:

„Ich werde sogleich zur Sache kommen.“

Und dann, mit wieder erhobener Stimme:

„Schwan vom Avon! mächtigster Symphoniker, in einem Atem zu nennen mit Bach und Händel und Beethoven, die dennoch alle kleiner sind als du, bis er kam, der letzte, größte, der Magier von Bayreuth, — Dioskuren ihr beide, die ihr Hand in Hand durch alle kommenden Jahrtausende wallen werdet!“

Hier nahm der Redner einen großen Schluck aus seinem Sektglase, um dann mit einem triumphierenden

Blick über die kleine Gesellschaft also weiter zu sprechen:

„Darum aber muß ich unsre wackern jungen Freunde höchlich preisen. Bescheiden, wie sie immer sind, ich sie wenigstens immer gefunden — wenn schon Freund Arnold, der in der Sache wohl ein wenig Partei ist, vom Gegenteil überzeugt scheint — haben sie an die Stirn ihres Unternehmens nicht das große Wort schreiben wollen, das des Meisters ist und des Meisters bleiben muß. Aber ist euch Kurzsichtigen denn gar nicht beigefallen, daß ‚Alles fließt‘ und ‚unendliche Melodie‘ nur zwei Ausdrücke für die identische Sache sind? Wahrlich, mich durchschauert's. Mich durchschauert's, denken zu dürfen, daß vor grauen Jahrtausenden sinnige Menschen bereits die unendliche Melodie geahnt haben und — in dem dunklen Gefühl, auf ihrer ewigen Welle dahinzuwogen — sich ‚die Fließenden‘ nannten. Ja, meine Lieben, Fließende sind wir alle; wollen, können nichts anderes sein! In diesem Sinne erheben wir unsere Gläser und —"

„Astrid lebe hoch!" rief Eilhardts kräftige Stimme.

Von Emerichs Gesicht war das rosige Triumphlächeln jäh verschwunden, wenn er auch lauter als alle in das Hoch eingestimmt hatte.

Nun, sich mit den anderen wieder setzend, blickte er mit reumütigen Augen auf Regine.

Sie aber bog sich zwischen den beiden Blumenkörben zu ihm hinüber und flüsterte, nur ihrem geliebten Genie vernehmlich:

„Schadet nicht, Emerich! Du hast wundervoll gesprochen!“

Friedrich Spielhagen:

Zum Zeitvertreib.

Roman.

broschiert ℳ 3.—; eleg. geb. ℳ 4.—.

Sonntagskind.

Roman in 3 Bänden. 3. Auflage.

broschiert ℳ 10.—; in 2 eleg. Leinenbänden ℳ 12.—.

Stumme des Himmels.

Roman in 2 Bänden. 3. Auflage.

brosch. ℳ 6.—; eleg. in Leinen geb. ℳ 8.—.

Peter Rosegger:

Das ewige Licht.

Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers.

brosch. ℳ 4.—; eleg. in Leinen ℳ 5.—; in eleg. Halbfzbd. ℳ 5.50.

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat. 2. Auflage.

brosch. ℳ 4.—; in eleg. Leinenband ℳ 5.—.

Der Waldvogel.

Neue Geschichten aus Berg und Thal. 2. Auflage.

brosch. ℳ 4.—; in eleg. Leinenband ℳ 5.—.